
Princeton University Library
32101 069170288

Seifenblasen

von

Friedrich Laun. pseud.

Friedrich August Schulze

Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1809.

Vorrede.

Es ist fast jedem Autor zu gönnen, daß der Titel seines Buches einer Menge von Lesern gefalle, und das hoffe ich von dem Titel dieser Erzählungen ganz vorzüglich. Ich will auch gar nicht läugnen, daß ich dabei auf die verschiedensten Sorten von Lesern mein Absehen gerichtet habe. Seifenblasen! Der gemeine Mann aus allen Ständen muß mir's Dank wissen, wenn ich seinem schläfrigen Geiste mit ei-

*

nem einzigen Einfall auf mich selber so bereitwillig unter die Arme greife. Denn ich würde mich schämen, seiner in dieser Ankündigung auch nur gedacht zu haben, geriethe er nicht augenblicklich auf den Gedanken, die Nase über den Titel zu rümpfen, und das Wort Seifenblasen auf meine Kosten in Kinderei, oder Fadaise, oder hohles Nichts und dergleichen mehr, zur Ergözlichkeit seiner Zuhörer oder seiner Leser zu übersezen.

Ich brauche nicht zu erwähnen, daß ich für ihn blos den Titel geschrieben habe. Ich brauche überhaupt in dieser Ankündigung nicht weiter zu erwähnen, sondern kann spornstreichs zu der Klasse von Lesern übergehen, der Titel und Buch zugleich gewidmet sind. Diese Klasse weiß es, daß eine Seifenblase zwar so vergänglich ist als das Leben, das sich in ihr ab-

spiegelt, daß aber ihre bunten Farben, und ihre runde Form, keine unangenehme Erscheinungen gewähren. Diese Leser und Leserinnen wissen daher auch sogleich, was ich mit dem Titel habe andeuten wollen, und wohin bei dem Buche mein Bestreben geht. Da sie mich zeither mit vieler Güte behandelt haben, so wäre es unnöthig sie erst um Verzeihung zu bitten, wenn eine meiner Titular Seifenblasen vielleicht weniger Farbe und Rundung hat, als die andre, welches auch bei den wirklichen Seifenblasen, die sie in ihrer Kindheit selbst hervorbrachten, gewis der Fall gewesen seyn mag.

Bei dieser Klasse von Lesern und Leserinnen wäre es auch unnöthig die schelmischen Mädchenstreiche zu entschuldigen, von denen in meinem Buche hier und da ein kleiner Wiederschein vorkommt, weil es

eine verständige Klasse ist, die wohl weiß, daß dergleichen die komische Erzählung dieser Art gar nicht entrathen kann.

Da sich mir übrigens hier die schönste Gelegenheit darbietet, über ein andres meiner Bücher eine Erklärung zu geben, so wäre ich wohl ein wahrer Thor, wenn ich es nicht thun wollte. Seit ich nemlich in der Ostermesse vorigen Jahres am Ende meines Schlosses Riesenstein ein Buch: Die seltsame Ehe betitelt, versprochen habe, sind einige Erinnerungen zu dessen Herausgabe an mich ergangen, unter andern auch eine öffentliche, der Rezension meines Luftschlosses in der Leipziger Literaturzeitung angehängte. Ich drücke dem Rezensenten für das Wohlwollen, womit er mein bereits

bekanntes Buch betrachtet hat, und für die Hoffnung, mit der er dem zukünftigen entgegensieht, die Hand, und versichre ihm und allen, denen daran gelegen ist, daß ich den größten Theil des versprochenen Werks schon seit einem Jahre zu Stande gebracht habe, und daß mir dessen baldmöglichste Vollendung, von der mich überhäufte Geschäfte abhielten, dieser schmeichelhaften Erinnerungen wegen, zum besondern Vergnügen gereichen wird.

Die Geister der Zwietracht.

Die Flitterwoche.

Es heirathete alles um den Frühprediger Strauß herum. Er glaubte es auch versuchen zu müssen, und die ganze Stadt schüttelte den Kopf, als er mit Klaudinen zum Altar ging. Die Stadt hatte nicht völlig unrecht. Statt den Rath seiner leeren Kasse zu befolgen, die ihn nach der reichen Amtmannstochter hinwies, hatte er sein volles Herz gefragt. Klaudine Wald, keine als Klaudine, war die Antwort gewesen, und die unbegüterte Waise bedachte sich nicht lange, von den Versuchungen junger Libertins in die Arme der heiligen Ehe zu flüchten.

Klaudine war schön und gut. Die weißen Wände der Frühpredigerwohnung verklärte der freundliche Blick des Gatten. Das schlechte Geräth ließ sie sich auch gefallen, er theilte es ja mit ihr, und alle übrigen Einwendungen ge-

gen den sehr mangelhaften Haushalt, wurde von dem Glanze der Flitterwochen wenn nicht widerlegt, doch bestritten.

„Was Sie glücklich geheirathet haben, Herr Vetter!" rief Tante Billig bei ihrem Gegenbesuch, vier Wochen nach der Trauung. Der Vetter bejahte, und das neue Muhmchen dankte. Davon schien Muhmchen jedoch nichts merken zu wollen, daß die Tante ein Plätzchen in der geräumigen Frühpredigerwohnung zu haben wünschte. Ja, als Madam Billig hierauf ihren Wünschen den möglichst bestimmten Ausdruck gab, sah Klaudine den Frühprediger bedeutend an, worauf dieser die Achseln zuckte.

Es kamen allerlei Entschuldigungen nach, die aber in der Tante Augen sämmtlich nicht den Werth einer einzigen, tauglichen, zu haben schienen. Wenigstens war die Alte merklich kalt beim Abschiede, und konnte Klaudinen kaum einen Blick vergönnen.

Veränderungen.

„Wir hätten Platz für sie gehabt, Klaudine!" sagte der Frühprediger, als sie wieder allein waren.

„Sehr viel, lieber Mann, warum schlugst du es ihr ab?“

„Deinem Wink zu folge — “

„Meinem Wink? Fragend nur sah ich dich an.“

„Die Frage schien mir aber zugleich auszudrücken, welche Antwort du wünschtest.“

„In meinem Leben sollen dich diese Augen nicht wieder fragen. Was das für Auslegungen sind!“

Sie wandte sich von ihm weg, er verfolgte sie und die Einigkeit kam von selbst wieder.

„Soll ich die Alte in's Haus nehmen?“ Fragte der Frühprediger bald darauf.

„Meinetwegen recht gern!“ antwortete Klaudine.

„So gehe ich gleich es ihr zu verkündigen.“

„Ein einziges Bedenken habe ich noch,“ sagte Klaudine, als er schon die Thür in der Hand hatte. „Ist es nicht besser in der Stille sich mit Wenigem zu behelfen, als vor Zeugen?“

„Das habe ich auch gemeint!“ sprach er, den Hut verdrüßlich weglegend. „Jetzt wirst du

aber doch nicht länger läugnen, daß ich deinen vorigen Blick richtig gedeutet habe?"

Beide waren verstimmt. Beide hatten recht, und auch unrecht.

Die Bedürfnisse.

Wenn schon die Versöhnung nicht lange ausblieb, so war doch eine merkliche Aenderung im Hause vorgegangen. Die gute idealische Ehe, mit ihrer unendlichen Vollkommenheit, hatte sich zu einer guten wirklichen verwandelt, in der es ohne allerlei Fehlerchen nun einmal nicht abgehen will. So natürlich aber auch diese Verwandlung war, und so nothwendig sie spät oder früh eintreten mußte, so machte sie doch manche Rechnung zweifelhaft, auf die man sich bis dahin, wie auf ein Evangelium, verlassen hatte. Die abgedroschenen Sprüchwörter, als: Froh zu seyn bedarf man wenig! oder: Allein muß man sich genug seyn können! fingen nachgerade an, ihren Werth einzubüßen. Das Leben hat doch erstaunlich viel Bedürfnisse! hieß es, als die Welt und des Paares Beziehungen zu ihr, nicht mehr über der „ewigen Liebe" ver-

gessen wurden. So mußten Freundschaften kultivirt werden, wenn Klaudine nicht verschrien seyn wollte, und die Mittagspredigerin hatte den ersten Besuch schon so lange erwiedert, daß ein zweiter unumgänglich nöthig wurde.

Diesmal betrachtete Klaudine erst recht das Elysium, von dem die Frau Kollegien umgeben war.

Frau Schnatterbach, welche ihr auf dem Rückwege begegnete, hörte das Lob von der Einrichtung des Mittagspredigers nicht vergebens. Sie stellte Klaudinen vor, daß sie durchaus etwas Aehnliches in ihrer Wohnung vornehmen müßte, und versprach in einer Stunde zu ihr zu kommen, um die Sache weiter mit ihr zu überlegen.

Frau Schnatterbach.

„Ein wenig werden wir uns doch auch einrichten müssen!" sagte Klaudine als sie beim Eintreten zwischen ihre weissen Wände ein Schauer überlief. Sie schilderte mit den glänzendsten Farben die Wunderdinge, die sie in des Mittagspredigers Hause gesehen hatte, und wie-

derholte ihrem Gatten mehrere Mal die Wahrheit, daß der Mittagsprediger doch sein Kollege wäre, und man ihm daher nicht allzuweit nachstehen dürfe.

Vergebens führte der neue Ehemann die Verschiedenheit der Einnahmen an. Klaudine dachte an Frau Schnatterbach, und wußte Rath. Unverheirathet hatte sie ihren Unterhalt durch Stikkerei gewonnen, und der Stickrahmen sollte, bis auf bessre Zeiten, wieder hervorgesucht werden. Frau Schnatterbach hatte schon sonst den Vertrieb ihrer Arbeiten besorgt, und trat herein, ehe der Frühprediger noch förmlich darein willigte.

„Ein unausstehliches Wesen!“ sprach der Ehemann, als Frau Schnatterbach wieder sein Haus verlassen hatte. Der Frühprediger wußte durch Klaudinen selbst, daß ihr Frau Schnatterbach vor ihrer Verheirathung einmal einen nicht sehr ehrenhaften Antrag überbracht hatte. Ein paar Wolken auf seiner Stirn darüber, daß Klaudine dieser Frau dennoch nicht unhöflich begegnete, wurden bald von süssen Küssen zertheilt.

„Sie hat mich damals kennen gelernt!“ sagte Klaudine. „Sie wird nie wieder sich unterste-

hen. Uebrigens," fügte sie hinzu, „weiß sie immer Kanäle zum Absatz von Stickereien, und man muß in der Welt die Leute nehmen wie sie sind."

Der Stickrahmen.

Vom Stickrahmen aus hatte Klaudine wirklich in kurzem die vorzüglichsten Zimmer der Frühpredigerwohnung so umgeschaffen, daß es eine Freude war.

„Jetzt haben wir uns doch eingerichtet, Männchen!" sprach die Frühpredigerin mit Wohlgefallen. „Wir brauchen zum Winter gewis nicht die Hälfte des Holzes, das wir sonst gebraucht hatten. Es frierte einen ja schon, wenn man die nackten Wände nur ansah!"

Ehe der Pastor Strauß noch antworten konnte, trat die Mittagspredigerin herein, rief ein: Scharmant! nach dem andern, erkundigte sich, was die herrlichen Tapeten kosteten, und schwor darauf, ihrem Mann den Weg zum Beichtstuhl so lange zu vertreten, bis sie wenigstens ihr Schlafzimmer in solche Tapeten gekleidet sähe.

Der Frühprediger suchte verdrüßlich ein Ge-

mach auf, wohin sich die neue Schöpfung noch nicht verbreitet hatte. Er stand wie in der Fremde zwischen den bunten Wänden. Die weißen waren sein eigen gewesen. Auch seine harten Stuhle drückten ihn minder als die mit den elastischen Federn. Wenn Kanzel, oder Beichtstuhl ihn neu meublirt hätten, meinte er, wäre es etwas ganz anders, so aber verdankte er's dem Stickrahmen seiner Frau.

Er ging niemals mehr ohne unangenehme Empfindungen bei dem Stickrahmen vorüber, gleichwohl hütete er die Ausbrüche derselben, weil er doch um alles in der Welt nicht die für ihn so arbeitende Hälfte beleidigen wollte.

Noch mehr. Er fühlte, daß seine bisher gegen die Herrschaft der Mode sehr hartnäckigen Kleider gar nicht in dieser neue Sphäre paßten, er fühlte, daß wenn auch von seiner ganzen annehmlichen Figur die Spuren der Theologie nicht vollkommen vertilgt werden könnten, doch wenigstens Frisur und Hut einen andern Schnitt bekommen müßten.

Klaudine erstickte ihn fast mit Küssen, als er sie eines Tages, so umgewandelt, überraschte.

Ehrlichkeit und Prellerei.

„Sehen sie nur meinen Mann an!“ rief Klaudine der Mittagspredigerin entgegen, die diese Freude unterbrach, wie neulich die Freude über die Einrichtung des Hauses. „Aber was fehlt Ihnen dann, Beste?“ fügte sie hinzu, als sie gleich darauf die rothgeweinten Augen der Kollegin erblickte.

„Ach,“ sagte diese, „ich habe eben einen erschrecklichen Auftritt erlebt mit meinem Manne!“

Zwei antheilvolle Gesichter neigten sich zu ihr hin, deren erschöpfter Körper tief Athem holend auf das Sopha sank. „Ich sagte Ihnen doch neulich, daß ich für mein Schlafzimmer solche Tapeten haben müßte! — Nun denken Sie, mein Mann ist alles zufrieden, und ich bin schon äußerst glücklich. Meine Sorge ist es blos, daß sich das Muster vergriffen haben möchte, ich schicke daher ohne allen Verzug zum Tapezirer, und dieser kommt mit der nämlichen Tapete in's Haus. In meiner Freude darüber denke ich auf nichts weniger, als nach dem Preis zu fragen. Ich wußte ja ohnedies, was Sie dafür gegeben, und hatte demnach schon meinem Manne

die Summe bestimmt. Als aber die Tapete aufgemacht ist, stellen sie sich meinen Schrecken vor, kommt sie, des Tapeziers Rechnung nach, grade dreimal höher zu stehen, als die Ihrige, und mein Mann glaubt, ich hätte ihn hintergangen. Ich bitte Sie daher, beste Freundin, mir anzugeben, wo Ihre Tapeten gekauft worden, um den Tapezier seiner Prellerei zu überführen."

Klaudine erfreut ihr hierin dienen zu können, schickt die Mittagspredigerin mit der Beruhigung nach Hause, daß Frau Schnatterbach, welche ihr alles besorgt, nächstens zu ihr kommen solle.

„Siehst du wohl, Männchen, was es heißt, mit ehrlichen Leuten zu thun zu haben!" fragte Klaudine als sie fort war. Allein der Frühprediger konnte sich nun einmal Frau Schnatterbach und die Ehrlichkeit nicht zusammen denken.

Nachwehen.

Pastor Strauß hielt eben Kinderexamen in der Kirche, als Frau Schnatterbach, seiner Frau die Hand küssend, nach ihren Befehlen fragte.

Klaudine erzählte, warum sie gerufen worden, und daß sie, ihr zu Gefallen, doch zur Mittagspredigerin gehen, und gegen den betrügerischen Tapezier zeugen möchte.

„Ja, beste, liebste Frau Pastorin, das bin ich nicht im Stande, so gern ich wollte. Der Kanal, durch den Sie zu ihren Tapeten gekommen sind, steht nicht für jedermann offen".

Die Frühpredigerin horchte hoch auf.

„Den Preis, Frau Pastorin, um den Sie die Waare erhielten, hätten Sie hübsch verschweigen sollen".

„Verschweigen"?

„Nun, nein! dem Herrn Gemahl nicht, denn der bekümmert sich wohl wenig um den Werth solcher Dinge, aber andern Leuten doch".

„Ist es denn ein Geheimniß gewesen, Frau Schnatterbach"? fragte die Frühpredigerin hastig.

„Blos der übeln Auslegung wegen".

„Ei, was gäbe es dabei auszulegen"?

„Nichts, Frau Pastorin, Sie haben ganz recht, aber böse Zungen sind nun einmal böse".

„Frau Schnatterbach, ich will wissen — —"

„Du meine Güte, Sie können ja gar nicht mehr sprechen vor Galle. Habe ich Sie doch niemals so böse gesehen. Wahrhaftig ich bildete mir zeither immer ein, Sie erriethen alles, und stellten sich nur anders, um den Dank zu ersparen. Wie konnten Sie nur meinen, daß so kostbare Tapeten um einen solchen Pappenstiel feil wären, wenn sie nicht aus der Hand ihres besten Freundes kämen"?

O Gott"! rief Klaudine ihr Gesicht mit beiden Händen verdeckend, und Frau Schnatterbach versicherte einigemal, daß sie gar nicht begreifen könnte.

Die Schuldnerin.

„Schändlich, Frau Schnatterbach"! rief Klaudine, sobald sie wieder Meisterin über einige Worte war. „Den Augenblick aus meinem Zimmer und nie mehr über diese Schwelle. Doch nein, zuvor will ich die Schuld abtragen, die man mir so wider Willen aufnöthigte. Frau Schnatterbach, diese Stühle hier, das Bureau, nehmen Sie alles, verkaufen Sie's. Das wird wohl ausreichen die Tapeten zu bezahlen"?

„O ja. Das Bureau allein ist hinlänglich, denn für hundert Thaler nimmt es der Tischler selbst zurük".

„Für hundert Thaler, und mir kostet es vierzig"?

„Weil es grade der Fall damit ist, wie mit den Tapeten, und dem übrigen Geräth".

„Mein Himmel! — Nun gut, ich bin entschlossen. Alles fort, alles aus dem Hause! Ich lasse die Tapeten abnehmen. Mögen sie stückweise an den Eigenthümer zurückkommen. Warum hat er sich zum Verkaufe aufgedrungen. Ich will durchaus alles zurückgeben. Meiner Hände Arbeit allein soll diese Wohnung einrichten."

„Da Sie denn nun einmal die Sache von so wunderbaren Seiten ansehen, und dem großmüthigen Freunde durchaus keine Verbindlichkeit haben wollen, so will ich ganz ehrlich gestehen, daß Sie ihm ausser diesem Geräth gewis sechzig Louisd'ors schuldig geworden sind".

Klaudinen blieb der Mund offen stehen.

Ja wohl! Meinen Sie, daß sich in der jezigen Noth, wo jedermann den Groschen um-

wendet, die Stickerei zu so ungeheuren Preisen abseze, wie ich Ihnen dafür verschaft habe? Es sind schon gute Herzen nöthig, wenn man sie wohlfeil anbringen will, und Menschen wie die Engel, aber weicher als die Engel, wenn man so viel wie Sie dafür erhalten soll. Ihr hoher Freund hat ein ganzes Waarenlager von Ihren Stickereien und die Sachen mitgerechnet, welche Sie vor Ihrer Verheirathung an ihn abgesetzt, im Ganzen wenigstens sechszig Louisd'ors zuviel bezahlt.

Das Unmögliche, sich sonach aus diesen ihr abscheulichen Banden loszumachen, trieb Klaudinen eine Thränenflut über das Gesicht. Wenn sie auch ihre geringe Habe zu Gelde machte, so kam doch die Summe nicht heraus.

Vorstellungen.

Frau Schnatterbach bemerkte ziemlich alles, was in Klaudinen vorging und sagte nach einer Pause sehr schmeichelnd: „Frau Pastorin, so fassen Sie sich doch! Es ist ja wahrhaftig nicht die Sache, die Sie so in Harnisch bringt, sondern blos die falsche Vorstellung von der Sache.

che.

che. Denken Sie einmal, wenn der gute Herr Pastor, dem Sie doch gewis große Freude mit der Einrichtung gemacht haben, auf einmal das Geräth fortgeschaft, die Tapeten abgerissen, und sich wie mitten in der Zerstörung Jerusalems sähe. Wenn vor den Augen aller Ihrer Bekannten, welche das schöne Ameublement schon bewundert haben, die alte Armuth hier zurückkehrte".

„O tausendmal lieber arm, als ehrlos!"

„Ehrlos, Frau Pastorin" sagte Frau Schnatterbach, und fuhr mit dem Schnupftuch über die Augen. „Das mußte ich heute zum zweitenmale hören. Damals als Ihr bester Freund nur um die Erlaubnis bat, Sie zu besuchen, da sagten Sie mir auch, daß ich mich mit ehrlosen Dingen abgäbe, und warum, weil er mir aufgetragen hatte, Ihnen seine Ehrfurcht mit einer prächtigen Halskette zu zeigen! Ist denn nun gar das Wohlthun Sünde geworden. Und wer soll denn wohlthun, wenn man es reichen Leuten nicht erlauben will? Ich ließ Sie indeß damals gehen. Man wird nun einmal verkannt in der Welt, dachte ich. Aber jetzt ist es doch allzu-

arg. Sie klagen mir auf der Straße ihre schlechte Einrichtung. Sie sagen mir darauf, daß Sie einiges bereits fertig Gestickte zu verkaufen, und künftig wie vormals für Leute zu sticken wünschten. Ich frage überall herum, keine Seele die von Stickerei wissen will. Da begegne ich dem Herrn Rittmeister Serning wieder!"

„Derselbe also?"

„Freilich! Gesinnungen wie die seinigen giebt es nicht mehr. Ich erzähle, und sogleich ist er mit seinen Erbietungen da, bestellt Arbeiten, bezahlt sie wie ein Fürst und fügt sie der Sammlung bei, die er bereits von Ihnen liegen hat. Ihnen die Einrichtung zu erleichtern, verkauft er an Sie das theureste Geräth für ein Lumpengeld, und — verlangt durchaus nichts dafür, ja Sie sollen nicht einmal erfahren, von wem so viel Güte sich herschreibt. Gehen sie in sich, Frau Pastorin, und bedenken Sie jetzt einmal, wie sehr es den uneigennützigen Mann schmerzen würde, wenn Sie so abscheulich mit ihm verführen. Ja, abscheulich kann man es nennen. Was haben denn Sie, oder Ihr Mann für Nachtheil von einer Liebe, welche nichts will, als uner-

kannt wohlthun? Habe ich Ihnen doch nicht einmal sagen dürfen, wie glücklich Sie ihn machen würden, wenn Sie seine Grüsse auf der Straße nur ein wenig freundlicher erwiedern wollten als zeither!" —

Der Unterschied der Gläubiger.

Klaudinens unglückliche Situation bahnte diesen Reden den Weg in ihr Herz. Sollte sie, ausser der Wiederzerrüttung des Hauses, eine Schuldenlast von sechzig Louisd'or auf ihren Gatten wälzen, oder wie sonst die Summe abtragen, da ihre Stickerei keinen Absaz fand? Frau Schnatterbach erschöpfte sich im Lobe des Rittmeisters. Ihrer Beschreibung nach war er ein ganz andrer Mensch, als die übrigen jungen Leute, ein Mensch, dem das grade die größte Freude mache, daß sie so glücklich mit ihrem Manne lebe. Anfangs, sagt Frau Schnatterbach, sey er zwar durch des Frühpredigers ungeschicktes Aeussere ein wenig irre geworden, doch fügt sie, ehe die Frühpredigerin noch ihre finstere Miene in Worte umsetzte, hinzu, allein nachher habe

er wohl überlegt, daß innere Vorzüge das bischen steife Wesen leicht überwiegen könnten.

„Ach Gott, Gott!“ seufzte Klaudine, „was „nun der Mittagspredigerin sagen?“

„Daß es mit Ihren Tapeten eine eigene Bewandnis gehabt, daß jemand, von Gläubigern gedrängt, sie verstoßen habe. Dergleichen geschieht ja täglich. Nicht alle Gläubiger sind wie gewisse Leute, und der Himmel bewahre doch die Frau Pastorin und ihren Eheherrn für immer vor der Habsucht böser Gläubiger. Ich gehe sogleich zur Mittagspredigerin“.

Klaudinens Hand küssend, entfernte sich Frau Schnatterbach, nachdem sie gesehen, daß ihr Wort von den bösen Gläubigern in einem plötzlichen Thränengusse die gewünschte Frucht hervorgebracht hatte.

Gute Wirkungen.

„Was fehlt Dir, Schätzchen“? fragte der Frühprediger, die fröhliche Miene an Klaudinens rothgeweinte Augen vermissend.

„Nichts, da Du bei mir bist“! antwortete sie, über gehabten heftigen Kopfschmerz klagend.

„Gut, daß er vorüber ist, arme Klaudine"! sprach der frohgestimmte Mann. „Ich lache," fuhr er fort, und sollte mich ärgern, und bitterböse seyn, daß die Welt nicht anders ist. Mein neuer Anzug, kannst du Dir's vorstellen? er wird eine Reform im ganzen Ministerium zu Wege bringen! Ein Kollege nach dem andern fragt mich nach dem Schneider, selbst der alte Stadtprediger will seine lange Weste nicht mehr dulden. Aber, wahr ist es, mein Beichtstuhl ist in der That seitdem besuchter als zuvor, zumal von Deinem Geschlecht. — O Charlatanerie," setzte er ernstlich seufzend hinzu, „warum muß sich deine Macht bis auf die Beichtstühle und geistlichen Ministerien erstrecken! — "

Bei den vermehrten Beichtpfennigen fiel Klaudinen sogleich die Möglichkeit ein, ihre Schuld einmal abzutragen. Diese Hoffnung ließ die freundlichsten Ideen zu, und sie mußte lächeln, wenn sie bedachte, daß der Reformator des alten, gravitätischen Ministeriums eigentlich niemand anders war, als ein junger, wilder Husarenrittmeister. —

Der Geburtstag.

Eine Nacht, und die Tapeten hatten ihr fürchterliches ziemlich verloren. Die Blumen darauf, aus deren jeder gestern eine Schlange zu blicken schien, standen heute in schuldloser Freundlichkeit da.

Kann ich dafür, fragte sich Klaudine, daß ich die Preise von solchen Dingen nicht weiß? Unerfahrenheit ist doch wohl noch lange kein Verbrechen? Und hat der Rittmeister aus uneigennütziger Güte gehandelt, so ist meine Zufriedenheit damit ihm genug. Hat er es nicht, nun so sieht er sich ohne mein Zuthun für seine Absichten bestraft. An meiner ehelichen Treue soll gewiß jede verbrecherische Hofnung scheitern.

In dieser Stimmung war es sehr natürlich, daß sie dem eben hereintretenden Gatten, mit der rührendsten Herzlichkeit, in die Arme sank.

„Dein Geburtstag ist heute, Klaudine!“ sagte der Frühprediger, und sie wunderte sich, daß er es wußte.

„Den besten Glückwunsch!“ fuhr er fort, „doch ohne alles Wortgepränge!“

„Was willst du auch wünschen, bester

Mann, da Du mir mit Dir das Gl'ck schon gegeben hast?" antwortete die gerührte Frau.

„Noch eins, Beste. Du hast gegen die Modehändlerin etwas geäußert. Ist Dir dieser Anzug recht?"

Er öffnete die Thüre des Nebenzimmers und Klaudine bestürmte ihn mit ihrem Entzücken und mit ihren Vorwürfen. „Wie viel kostet Dir das wieder?" rief sie an seinem Halse.

„Doch Deine Liebe nicht?" fragte er, hinzusezend: „Was giebt es ausser ihr denn für mich?" und nichts hätte die Frau Frühpredigerin in diesem Momente mehr erfreuen können, als der für uns Unbefangene ziemlich lächerliche Gemeinplaz.

Der neue Anzug.

„Da bin ich ganz in Deine Güte gekleidet!" sprach die Frühpredigerin im neuen Anzuge ihren Gatten aus der Studierstube zum Mittagsessen holend.

Er bewunderte, wie billig, ihre Figur.

„Aber" sagte sie schüchtern, „noch kein Mensch als die galante Majorin der Kirche gegenüber, trägt diese Mode. Man wird mir's für Hochmuth auslegen."

„Hochmuth!“ versetzte sein theologischer Stolz. Als ob ich nicht auch noch Probst werden könnte! Laß sie auslegen. Grade darum wollen wir diesen Nachmittag so mit einander spazieren gehen.“

Es geschah. Aber ach, der gute Frühprediger, die arme Frühpredigerin! Wenn sie hätten hören sollen!

Die fängt allerliebst an, den Mann zu ruiniren! hieß es hier. Ein Frühprediger, und solcher Luxus! sagte man dort. Einige etwas skandalöse Damen wollten die Sache sogar skandalös finden. Zum Glück dachte der Frühprediger nicht einmal an die Möglichkeit solcher Bemerkungen, und die Frühpredigerin, die wirklich einige Furcht davor gehabt hatte, wurde bald durch eine rothe Erscheinung in der Ferne von allem, was um sie her vorging, abgezogen. Wenn er es nur nicht ist! Dachte sie. Er trug rothe Uniform, und der Zufall rechtfertigte gar bald ihren Argwohn.

Es war, als fiele Klaudinen nicht nur ihr Hausgeräth, sondern die ganze Frühpredigerwohnung aufs Herz, da seine Umrisse deutlich wurden.

„Ist das nicht der nämliche, der Dir einmal den Antrag hat machen lassen?“ fragte der Frühprediger als er schon nahe war. Ihr dumpfes Ja antwortete weniger als der Feuerstrom, der sogleich durch ihr Gesicht lief.

Rittmeister Serning zog den Hut ehrerbietig und Klaudine erwiederte den Gruß, so gut es sich thun lassen wollte.

„Er könnte sein Grüssen unterweges lassen!“ murrte der Frühprediger so laut, daß Klaudine sich ängstlich umsah. Auch der Rittmeister sah sich um und sein Blick, schien ihr die sichtbare Verlegenheit abzubitten.

Das Beichtkind.

„Ei, ei!“ sagte Klaudine, weniger um der Sache willen, als weil sie ihre und des Gatten Stimmung mit Gewalt verändern wollte, „ei, ei, Männchen, wen grüßtest denn du da so freundlich?“

„Das ist eines von den neuen Beichtkindern!“ antwortete er lächelnd. „Gefällt sie Dir auch?“

„Auch? Der Beichtstuhl fängt ja an, mir recht gefährlich zu werden.“

„Wer ist schuld als Du mit Deiner Einrichtung? Ohne die hätte ich nicht dran gedacht, mich anders zu kleiden, und ohne das wären vermuthlich die hübsche Mädchen gar nicht aufmerksam geworden.“

Klaudine schwieg gern. Die verwünschte neue Einrichtung hatte alles zu verantworten. Während aber der Frühprediger sich vor ihrer vermeinten Eifersucht rechtfertigen wollte, fing in der That die Eifersucht an, in ihr einigen Raum zu gewinnen, zumal als die Beichttochter jetzt, beim nochmaligen Vorübergehen, mit ihrem hellen Blicke nicht ganz bescheiden nach dem Auge des Frühpredigers suchte.

„Pfui“ sagte, Klaudine, „das ist ein freches Geschöpf!“ und der Gatte machte übel nur ärger, wie er das Wort Frechheit in gutmüthiges Wesen, oder Naivetät umzusetzen trachtete.

Der Spaziergang wurde ziemlich einsilbig vollendet.

Unannehmlichkeiten.

Kaum war Klaudine wieder im Hausanzuge, als mit einer Kleiderhändlerin ein neuer Verdruß sich ankündigte.

„Kommt dergleichen schon an die Herumträger? fragte der Frühprediger, wie die Frau ein Klaudinens neuem Anzuge ganz ähnliches Kleid zum Verkauf anbot. — “

„Seit einer Viertelstunde erst ist es in meinen Händen, antwortete die Frau. Die Frau Majorin Rosen will es nicht wieder anziehen, weil die Mode schon zu gemein worden wäre, wie sie diesen Nachmittag gesehen hätte. Wen die eigensinnige Frau so angezogen gefunden hat, weiß ich zwar nicht, aber beschwören kann ich es, daß erst zwei solche Kleider in der Stadt existiren.“

„Sagte ich es nicht?“ flüsterte die gekränkte Frau ihrem Gatten zu. Der aber stieß im Zorne einige heftige Worte gegen die Majorin aus, und gebot ihrer Abgesandtin, wie er die Händlerin nicht mit Unrecht nannte, augenblicklich sein Haus zu verlassen.

Der Geburtstag endigte bei weitem nicht, wie er angefangen hatte. Zwar sezte der Frühprediger seiner Gattin umständlich aus einander, welch einen hohen Rang die Geistlichkeit seit den ältesten Zeiten genieße, und daß ein

großer Unverstand zu der Bosheit gehöre, sie dermaßen zu beleidigen. Allein Klaudine war die Tochter eines geheimen Raths und erinnerte sich noch recht gut aus ihren Kinderjahren, daß einem Frühprediger im Vorzimmer ihres Vaters gewis keine besondre Auszeichnung wiefahren seyn würde. Klaudinens Kummer darüber wollte indessen doch der Schlaf verdrängen, allein zwei Gestalten, der Rittweister und das Beichtkind, nahm ihr solchen wechselsweise wieder von den Augenliedern.

Die Hausgenossin.

Während der Frühprediger am Morgen drauf vor einem Sterbebette, zu dem man ihn geholt hatte, viel von dem seligen Leben sprach, hatte seine Gattin zu Hause mit einem sehr unseligen zu kämpfen. Das Hausgeräth warf wieder vergiftende Blicke auf ihre Ruhe, und das freche Beichtkind drängte sich ebenfalls alle Augenblicke in ihre Phantasie. Endlich klingelte es. Nur neues Leiden! Frau Schnatterbach schluchzte zur Thüre herein. Gottlose, böse Menschen, schrie sie, wären in ihre Wohnung gebrochen.

Ein Glück, daß sie ausgegangen gewesen, weil man sie sonst vielleicht gar umgebracht hätte. Ihre Klagen übertäubten Klaudinens Trost.

„Und nun" fuhr Frau Schnatterbach fort, fürchte ich mich in mein abgelegenes Quartier zurück und weiß doch nirgend anders hin."

„Eine Wohnung findet sich gewis, Frau Schnatterbach! tröstete Klaudine."

„Gewis, Frau Pastorin, für den Augenblick nur nicht. Sie haben mehrere unbenuzte Stuben. Räumten Sie mir wohl eine davon ein, bis ich ein Quartier gefunden habe?"

Klaudine seufzte. Sie wußte wie verdrüßlich das ihrem Manne seyn würde. Allein das Mitleid verwendete sich nicht nur für Frau Schnatterbach, sondern auch die Furcht. Wenn nun diese Frau das unselige Geheimniß aus Rache in der Stadt herumtrüge! flüsterten Tapeten, Stühle und Bureau Klaudinen zu, und sie — gewährte die Bitte.

Verstimmung.

„Was kommen denn da für alte Mobilien in's Haus?" fragte der Frühprediger, der eben

hereintrat, wie Frau Schnatterbach einräumen ließ.

Mit rührender Beredtsamkeit erzählte Klaudine, daß sie einer Unglücklichen gehörten, der man das Ihrige geraubt hätte; ja, die in ihrer Wohnung vor Mördern nicht sicher wäre, und deshalb bis sie eine andre gefunden um einen Aufenthalt gebeten.

Der Frühprediger hatte nichts dagegen, obschon ihm diese vorgebliche Unsicherheit in der Stadt wenig glaublich schien. Der Name der neuen Hausgenoßin verdarb indessen alles wieder. Er sprach über Tische fast gar nicht, und blieb den übrigen Theil des Tages in seiner Studierstube. Jedoch der Abend brachte die Versöhnung wieder mit. Habe ich denn etwa recht mit meinem Zorn? fragte sich der Frühprediger, als die milden Lichter der Liebe schon am Himmel standen, und soll man den Unglücklichen darum zurück weisen, weil man seinen Namen, oder sein Gesicht nicht leiden kann?

Klaudine prieß sich glücklich, daß die Wolken sobald vorübergezogen waren, und der Pastor sah schon dem folgenden Tage froh entgegen,

an dem er ihr das zugefügte Leid durch ein angenehmes Geschenk zu vergüten hoffte. Er erwartete nämlich eine Summe, die er als Hofmeister erübrigt, und in eine auswärtige Handlung gelegt. Die Umänderung seiner Gardrobe und der neue Anzug seiner Frau hatten die Aufkündigung des Kapitals nöthig gemacht.

Ein ungewohnter Schritt.

Leider brachte der Briefträger am folgenden Tage statt der erwarteten Summe die Nachricht vom Falliment jenes Handelshauses. Das traf den Frühprediger schwer. Kaufmann, Modehändlerin, Handwerker, alles war auf diesen Tag vertröstet, und er besaß bei weitem nicht Ton genug die gesammten Erwartungen mit einer dreusten Stirn abzufertigen. Todesangst überfiel ihn. Er sah sich schon eingezogen und seines Amtes entsezt. Es mußte Rath geschaft werden. Sich einem Freunde zu entdecken, davon rieth ihm ein Buch über den Umgang mit Menschen ab, das der aufgeklärte Mann für unfehlbar hielt. Lieber den Juden zu Rath gezogen, sagte das Buch, und Herr Jakob sollte sein

Gläubiger werden, weil er dessen Verschwiegenheit hatte rühmen hören. Ein Jude war freilich Herr Jakob seit der Taufe nicht mehr, aber auf Zinsen lieh er doch immer noch so gut wie ein Jude.

Zu Herrn Jakob! brummte er daher, indem er den Rock vom Nagel nahm, und sah sich erschrocken um, ob auch jemand es gehört hätte. Seine Frau sollte durchaus nichts von der Anleihe erfahren, kein Mensch.

Nur muthig! rief er sich selber zu, als seine Füße über die Treppe und das Pflaster gleiteten und sein Herz klopfte viel lauter als die zitternde Hand, wie er vor Jakobs Zimmer angelangt war.

Der herzhafte Ton, mit dem Herr Jakob herein! rief, erschütterte den Frühprediger vollends. Es war als ob der künftige Gläubiger dem armen Seelsorger das letzte Restchen Muth zu diesem Tone abgeborgt hätte. Seine Hand verzweifelte schon in dem dunkeln Vorzimmer den meßingenen Griff an der Thüre zu finden, als Herr Jakob von innen zu Hülfe kam, und die Thür aufriß, wobei die Nase des ehrlichen Frühpre-

predigers in die augenscheinlichste Lebensgefahr gerāth.

Freundschaft und Wucher.

Bei dem geübten Blicke des Herrn Jakob, der es jedem Gesicht hundert Schritt weit ansah, ob es Geld bringe, oder haben wolle, war es kein Wunder, daß des Frühpredigers Anliegen eher an den Tag kam, als der Mann noch ein Wort gesprochen hätte. Herr Jakob freute sich indessen, da das Bekenntniß nicht herauswollte, der Ehre den Herrn Pastor in seiner Behausung zu sehen, zeigte ihm die schöne Einrichtung, und fragte endlich, ob er mit Frühstück, oder etwas anderem aufwarten könne?

„Geld brauche ich, Herr Jakob!" sagte der Frühprediger nun auf einmal, erzählte sein Unglück mit dem Handelshause, und mußte sehen, wie der getaufte Jude die Achseln zuckte, und auf die bösen Zeiten loszog. Der Frühprediger versicherte, auf seine Hülfe ganz gerechnet zu haben, doch des neuen Christen insolvente Miene setzte die Richtigkeit der Rechnung sehr in Zweifel.

„Die kleine Summe von vierhundert Thalern nur!“ sagte der Frühprediger, und Herr Jakob beschwor, daß er in diesem Augenblick nicht über soviel Groschen zu disponiren hätte.

Der Frühprediger berief sich auf des Gläubigers Freunde, auf dessen Kredit.

„Freunde, Kredit!“ rief der Andre. „Lauter leere Namen!“ und vollendete seine Klage über die bösen Zeiten und gottlosen Leute.

Der Frühprediger verlor alle Hoffnung.

„Es ist entsetzlich,“ sagte der neue Christ, „daß man da nicht einmal helfen kann, wo man es so gern thäte! — Hm! da fällt mir jemand ein. Aber nein, das Herz würde mir bluten, wenn ich Sie in Wuchererhände lieferte.“

Der Frühprediger beschwor ihn, daß er es doch thun möchte.

„Nein,“ sagte Herr Jakob, „die Noth benimmt Ihnen die Ueberlegung, und Sie haben in mir einen Freund gefunden, der an ihrer Statt denken will.“

Der Frühprediger bat um Gottes willen, daß er seine Freundschaft und sein Denken nur

diesmal bei Seite setzen, und mit dem Wucherer sprechen solle.

Eine Gefälligkeit erfordert die andre.

„Nur dann wenigstens keine Schuld, Herr Pastor," sagte Herr Jakob, und erkundigte sich, was er Pfand einzusetzen habe.

„Nicht einmal Pfand?" rief der neue Christ auf des Bittenden Verneinung. „Dann würden Sie ganz ruinirt. Damit Sie indeß meine Freundschaft sehen, will ich selbst etwas für Sie verpfänden. Von diesen dreihundert Dukaten, dem Sparpfennig meiner Stiftochter soll es geschehen."

Der Frühprediger wollte von Dankbarkeit sprechen, aber Herr Jakob hielt ihm dem Mund zu. „Ich würde es erstaunlich übelnehmen," sagte er.

„Wenigstens" fuhr der Geistliche fort, „erlauben Sie mir, mich bei Ihrer Tochter abzufinden."

„Behüte Gott!" sagte er; „meine Tochter darf keine Geschenke annehmen. Hierauf fing er an, des Mädchens Geschicklichkeit zu rühmen,

und besonders viel von ihrer Neigung zu fremden Sprachen zu reden. „Sprechen Sie vielleicht französisch, Herr Pastor?“ fragte er.

„Ziemlich!“

„Dann könnten Sie ihr und mir freilich einen großen Gefallen erzeigen, wenn Sie ihr zuweilen ein Stündchen schenken wollen.“

Der Frühprediger, erfreut, daß seine Dankbarkeit wenigstens Einen Ausweg erblickte, setzte drei Nachmittagsstunden in der Woche sogleich fest, und der Andre schätzte sich glücklich, einen solchen Freund gefunden zu haben. Er fügte hinzu, daß er seiner Tochter längst einen Sprachmeister würde gehalten haben, wenn bei jungen, hübschen Mädchen nicht allerlei Bedenken einträten, und man von den festen Grundsätzen der Herrn Sprachlehrer immer überzeugt seyn könnte.

„Wenn Sie in einer Stunde wieder kommen wollen, Herr Pastor,“ schloß Herr Jakob, „so sollen Sie Ihre Sache arrangirt finden,“ und der Gerettete trug ein viel leichteres Herz aus dem Hause, als er hineingebracht hatte.

Das Auge der Frau Schnatterbach, die eben vorbeiging, störte den Heraustretenden freilich wieder. Allein jetzt hatte er Ueberlegung genug, um einzusehen, daß ihm sein Geldgeschäft nicht an die Stirne geschrieben stund.

Nur nicht zu der!

„Hast ja heute verzweifelt viel Gänge Männchen!“ sprach Klaudine als er eine Stunde nach der Zurückkunft wieder den Hut ergriff. „Nur nicht etwa zu dem bewußten Beichtkinde!“ sagte sie schalkhaft, und bat es ihm reuig ab, als er den Verdacht übel nehmen wollte.

„Solche Gänge wirst Du wohl nie von mir erleben!“ sagte er noch im Fortgehen, und Klaudine drückte ihre frohe Ueberzeugung davon in einer herzlichen Umarmung aus.

Frau Schnatterbach kam grade zurück, wie der Frühprediger in die Jakobsche Hausthüre ging, aber er bemerkte sie nicht.

Der Wechsel.

Die Summe lag in Gold auf dem Tische als der Frühprediger ins Zimmer trat.

„Abscheuliche Menschen die Wucherer!“ sagte Herr Jakob. „Sie müssen dem wohl auf der Treppe begegnet seyn.“

Der Frühprediger verneinte das.

„Er ist in der That kaum aus meinem Zimmer.“

Hiermit beschnitt Herr Jakob ein Papierchen, das er sodann dem Geistlichen vorlegte, und ihm dazu eine eingetauchte Feder in die Hand gab.

„Sie dürfen blos unterschreiben,“ sagte er, und der Frühprediger, froh über das vor ihm liegende Geld, vergaß das Lesen, welches wie er wohl wuste, jeder Unterschrift dieser Art vorangehen müßte.

Das Blatt war schon in des neuen Christen Händen als er erst bemerkte, daß es die Form eines Wechsels hatte.

Er zeigte Aengstlichkeit darüber.

„Blos um Lebens und Sterbens willen!“ sagte Herr Jakob beruhigend. „Der Wechsel bleibt in meinem Verschluß, jener Wucherer hat mein Pfand genommen.“

Der Frühprediger warf noch einen Blick auf das Papier, und sah die Summe von fünfhun-

dert Thalern. „Das ist wohl ein Irrthum?" fragte er. Allein Herr Jakob versicherte, daß der Wucherer durchaus nicht zu billigern Bedingungen zu bewegen gewesen wäre.

„Und auf Einen Monat nur?" rief der Frühprediger leichenblaß, nach dem dritten Blicke auf den Wechsel.

„Beruhigen Sie sich darüber, Herr Pastor. Die Verschreibung bleibt in meinen Händen, und in Monatsfrist kann ich schon Rath schaffen."

Der Frühprediger wünschte, daß dann wenigstens ein andrer Wechsel, auf ein Jahr, ausgestellt würde.

„Ein andrer Wechsel," rief Herr Jakob. „Unter Freunden wir wie beide uns schon bewiesen haben! — Nein, lieber mag das ganze Geschäft zurückgehen, wenn Sie mir, der ich blos aus Freundschaft gehandelt habe, nicht einmal so viel trauen."

Herr Jakob sprach noch mehr darüber, und der Frühprediger mußte sich beruhigen, wenn er die eingestrichene Summe nicht wieder herausgeben wollte.

„Ich habe auch meiner Tochter schon von Ihrem Erbieten gesagt,“ fuhr Herr Jakob fort, als der Geistliche Abschied nahm. „Sie freut sich sehr auf die französischen Stunden. Sie kennt Sie schon! Sie ist neulich, als ich auf der Messe war, einmal allein zur Beichte gegangen, und hat sich dazu, wie ich eben erst höre, den neuen, schönen Herrn Frühprediger ausgesucht. Welche Tage wollten Sie kommen, Herr Pastor?“

Der Frühprediger erklärte sich darüber.

„Schön,“ sagte der Andre, das sind ihr grade die liebsten dazu. Sie müssen sie aber doch sehen. — Judith! „rief er hierauf in eine Thüre, und der Frühprediger ließ vor Schrecken den Hut aus der Hand fallen, wie er bemerkte, daß er, ohne es zu ahnen, seine Frau belogen hatte, und das viel, besprochene Beichtkind im Hauskleide hereintrat.

An Komplimente gewöhnt, nahm Mamsel den fallenden Huth selber für eins, und suchte durch gütige Blicke und Reden des Seelsorgers Verlegenheit zu beschwören. Aber so allerliebst

sie auch aussah und that, er würde dennoch sein Wort wegen der französischen Stunde zurückgenommen haben, wenn der Wechsel auf einen Monat ihm nicht gerathen hätte, Herrn Jakobs Freundschaft bestens zu kultiviren.

Tante Billig.

Im Fortgehen faßte er den Vorsatz seiner Frau die Sache zu entdecken, und freute sich des beherzten Gedankens, als Tante Billig ihm entgegen kam.

„Ist es denn wahr, lieber Herr Vetter,“ redete sie ihn an, „daß Sie das Zimmer, das ich Ihnen abmiethen wollte, einem gewissen Weibsbilde gelassen haben?“

„Nur so lange, bis sie mit einem andern Quartier versehen ist.“

„Das wird lange dauern, denn wer mag diese berüchtigte Person in sein Haus nehmen?“

„Berüchtigt Frau Muhme?“

„Ich sage Ihnen nur so viel, Herr Vetter, geben Sie auf Ihre Frau Achtung. Die Stadt spricht schon, und vor einer Viertelstunde sah ich einen Husarenoffizier in die Frühpredigerwohnung ge-

hen. Sie sollen mir morgen sagen, ob ich nicht recht gehabt habe."

Der Husarenoffizier schüttelte dem Frühprediger wie ein eiskaltes Gespenst die Glieder zusammen. Vor einer Viertelstunde schon! Welchen Unfug konnte ein schöner Husarenoffizier in einer Viertelstunde angerichtet haben!

„Adieu Frau Muhme!"

Der bedächtige Frühprediger flog als Eilbote seiner Wohnung zu.

Wirklich trat in demselben Momente, in dem ihm das Haus in's Auge fiel, der Rittmeister Serning heraus, der obendrein seinen Weg auf die andre Seite richtete, sobald er den Frühprediger ansichtig wurde.

„Ob sie's entdeckten wird!" Dachte der gequälte Ehemann. Selbst wenn der Husar blos bei Frau Schnatterbach gewesen war, hatte er durch den gemeinschaftlichen Vorsaal gemüßt. Ob sie's entdecken wird?

Kein Geständniß.

Die Entdeckung blieb aus. „Ja, sie ist schuldig!" sagte der Frühprediger und verschloß seine Aussage ebenfalls.

„Frau Schnatterbach soll herkommen!“ sagte er zur Köchin, und bald darauf kam sie.

„Sie räumen noch heute Ihre Sachen aus dem Hause!“

Frau Schnatterbach sah erschrocken auf Klaudinen, und sagte, daß sie noch keine Wohnung habe.

„Hilft nichts!“ antwortete der Frühprediger strenge. „Die Stadt soll mir nicht vorwerfen, daß ich zweideutige Menschen in meinem Hause dulde.“

Frau Schnatterbach weinte, drohte, und bat abwechselnd. Klaudine verwendete sich. Alles umsonst. Der Frühprediger schickte nach einem Kärrner und ließ ihr Hausgeräth vor die Thüre schaffen.

Kurz nach dieser lauten Expedition trat ein ununterbrochenes Schweigen ein. Das Essen wurde aufgesetzt, und unversehrt wieder weggetragen. Der Frühprediger sann Klaudinen ein Geständniß an, und Klaudine muthete ihm ein Gleiches zu. Wenn er nun auch vielleicht den Rittmeister Serning hatte aus dem Hause gehen sehen! meinte sie. Ihr Bewußtseyn sprach sie

los, denn blos Frau Schnatterbachs Stube war ihm geöffnet worden. Dagegen wußte die Frühpredigerin, vor welchem Hause Frau Schnatterbach ihren Gatten zweimal angetroffen hatte. Nach dem, was vor seinem letzten Ausgange vorgefallen war, ließ seine Handlung gar keine Entschuldigung zu. Es wohnte, wie Frau Schnatterbach versichert hatte, kein Mensch in Herrn Jakobs Hause, als er selbst und seine Stieftochter, und der Frühprediger war in Einem Vormittage zweimal dort gewesen.

Klaudine weinte den ganzen Nachmittag im verschlossenen Zimmer, über die Abscheulichkeit ihres Gatten, und dieser saß auf seiner Stube, eine der giftigsten Spottreden gegen die Weiber niederschreibend. Selbst der Abend brachte keine Versöhnung mit sich.

Der Tapetenfabrikant.

Der folgende Morgen eignete sich noch weniger zu einer Veränderung dieses unfreundlichen Sinnes. Man frühstückte zwar, wie gewöhnlich, mit einander, aber ohne vom gestrigen Schweigen etwas nachzulassen.

Da kam die Mittagspredigerinn zur Thür hereingeflogen, und verkündigte athemlos, daß der Tapentfabrikant ihr auf dem Fuße folge. Sie erzählte, daß der Tapezier sie einer Injurie wegen verklagt, und auf ein Zeugnis des Fabrikanten gestüzt, vor Gericht behauptet habe, daß dieses Tapetenmuster durchaus noch nicht zu wohlfeilern Preisen verkauft worden sey, ja daß die Fabrik erst an vier Personen davon gegeben habe, unter denen sich der Frühprediger nicht befinde. Tapezier und Fabrikant bewiesen daher, daß dieses geringere Tapeten, und aus einer ganz andern Fabrik seyn müßten.

Um den entehrenden Verdacht der Unwahrheit von sich zu entfernen, habe sie daher auf eine Besichtigung gedrungen.

In demselben Augenblick traten Fabrikant und Tapezier, nebst einem Aktuarius herein.

Während der leztere wegen der frühen Störung höflichst um Verzeihung bat, betrachteten die beiden Andern verwundert die Tapeten und sich. Der Tapezier hatte für drei Personen selbst von diesen Tapeten aufgemacht, nannte die Personen, und der Fabrikant rief:

„So müssen das die seyn, welche der Rittmeister Serning von mir gekauft hat!“

Klaudine war einer Ohnmacht nahe, und der Frühprediger verwandte kein Auge von ihr.

„Und was haben Sie für diese Tapeten bezahlt?“ fragte der Fabrikant lächelnd. Der Frühprediger wieß den Fragenden an seine Frau, Klaudine sagte die Wahrheit, und Fabrikant und Tapezier verwunderten sich über den Preis noch mehr, als sie sich über die Tapeten verwundert hatten.

„Da Sie so wohlfeil zu kaufen wissen,“ sagte der Tapezier hierauf, „so möchte ich fast fragen, was dieses Sopha und die Stühle dazu kosten?“

Das Bewußtseyn der Schuldlosigkeit hielt Klaudinen jetzt aufrecht. „Gehört dies auch zur Sache, Herr Aktuarius?„ sprach sie, dieser verneinte, und winkte zum Gehen.

„Ich will kein Geheimnis aus solchen Dingen machen!“ sprach jedoch der Frühprediger höchstaufgebracht angebend, was diese Geräthschaften kosteten.

„Mit dem Verkäufer möchte ich Preis hal-

ten können!" lachte der Tapezier im Fortgehen dem Fabrikanten zu, und die Mittagspredigerin empfahl sich, bestürzt, über das was sie aus dem Vorfalle, und dem ziemlich lautredenden Verhältnis zwischen Mann und Frau schliessen zu können glaubte.

Ein finsterer Blick war die ganze Rede des Frühpredigers.

„Wohl dem, der sich unschuldig weiß!" sagte Klaudine. Aber er sah ihr thränenvolles, grosses mitsprechendes Auge nicht, wie hätte er sonst die dargebotene Hand leer können zurücksinken lassen.

Die neue Hausgenossin.

„Damit wenigstens Ordnung im Hause erhalten wird!" dachte er, und schickte der Tante Billig ein Einladungsbillet.

Sie säumte nicht.

„Was habe ich gestern gesagt?" fing sie an.

„Was ich heute nicht hören will, liebe Tante. Meine Wohnung steht offen für Sie. Sogleich können Sie einziehen. Auch sehen Sie wohl

vielleicht in der Wirthschaft ein wenig auf das Recht. Meine Frau ist etwas unpaß."

„Unpaß?" fragte die Alte mit dem neugierigsten Blicke. Allein der Frühprediger wich durch eine verdrüßliche Miene ihrer weitern Forschbegierde völlig aus.

„Ihre Frau kommt wohl gar nicht zu Tische?" sprach Madam Billig zu Mittag.

„Man ist lieber allein, wenn man sich nicht wohlbefindet!" antwortete der Frühprediger, und schickte Essen auf ihr Zimmer.

Nach Tische gieng er, Mamsell Judith die erste französische Stunde zu geben. Madam Billig versuchte umsonst Klaudinen Rede abzugewinnen und ging endlich voll Verdruß aus, um ihren Freundinnen die Vermuthungen, welche sie hatte, für Gewißheit zu verkaufen.

Nachrichten.

In Abwesenheit von Madam Billig erschien Frau Schnatterbach. „Vertheidigen Sie mir Ihren Mann ja nicht mehr!" fing sie an. Eben stand er wieder mit der Tochter des getauften Juden am Fenster. Es ist auch schon in der

ganzen

ganzen Stadt herum. Man bedauert Sie allgemein, und wundert sich nur, daß sie in Einem Hause mit dem abscheulichen Mann bleiben können."

Klaudine erzählt den Auftritt wegen den Tapeten.

„Und darüber" versetzte Frau Schnatterbach „kann ein so gewissenloser Mann ein Wort verlieren?"

„Gesagt hat er nichts darüber!"

„Aber sich schlecht betragen, nicht wahr? Pfui, er wird mir immer entsetzlicher. Ich komme eben von der Schwester Ihrer seeligen Frau Mutter. Die legt es Ihnen recht übel aus, daß Sie nicht sogleich mit Ihren Habseligkeiten bei ihr Zuflucht suchen."

Klaudine hatte dem Geschwäz nur mit halbem Ohre zugehört. Frau Schnatterbach merkte das, aber sie merkte auf, daß sie nicht ganz zwecklos gesprochen hatte, und beschloß nächstens in dieser Manier fortzuarbeiten. Die schönste Gelegenheit dazu fand sich am folgenden Tage.

Statt Klaudinen anzureden, wie diese immer noch erwartete, hörte der Frühprediger, blos auf die Tante, die ihm sagte, daß man in der Stadt häsliche Dinge von seiner Frau erzähle.

Wirklich war der Tante die Tapetengeschichte schon zu Ohren gekommen, doch der Frühprediger lehnte mit einem tiefen Seufzer alles Gespräch darüber ab.

Ein Wagen, der ihn holen wollte, unterbrach diese Dinge vollends. Klaudine sah ihren Gatten einsteigen, und kam aus ihrem Zimmer nach der Ursache begierig.

„Ein Krankenbesuch!" sprach Madam Billig.

Klaudine verbat sich den impertinenten Ton der Antwort. Madam Billig wollte darüber lachen, aber Klaudine versicherte, daß sie so was nie dulden werde in ihrem Hause.

„In Ihrem Hause?" wiederholte Madam Billig spottend. „Wie lange werden Sie dies Haus noch das Ihrige nennen dürfen, mein gutes Kind?"

Das war zu arg. Die aufgebrachte Klau-

dine mußte in ihr Zimmer eilen, wenn sie die Alte gegen Mishandlungen schützen wollte.

Ein schreckliches Gewitter weckte sie zwey Stunden nachher aus einem schlafähnlichen Zustande. Sie hörte die Tante im Nebenzimmer Gebete murmeln und vermochte doch selbst nicht zu beten. Den Bliz hätte sie rufen mögen, wenn er der Unschuld besser Gehör gäbe, als das Schicksal, aber auch der Bliz diente ja blos dem Zufalle!

Dieser trostlose Sinn beherrschte Klaudinen noch, als der Himmel sich schon wieder aufheiterte, und Frau Schnatterbach athemlos hereintrat.

Die Flucht.

„Wissen Sie noch nichts Frau Pastorin?" hieß es. „Sie dürfen durchaus nicht länger hier verweilen. Bei hellem, lichten Morgen mit der nichtswürdigen Person spazieren zu fahren! Und mitten durch die Stadt!"

„Mein Mann?"

„Nennen Sie doch diesen bösen Menschen zum letzten male so. Alle Leute haben mit Fin-

gern auf den Wagen gezeigt. Nein Madam, wenn sie noch eine Stunde in diesem Hause bleiben, so muß ein Theil der allgemeinen Verachtung auf Sie fallen."

Frau Schnatterbach breitete sich eben noch weiter darüber aus, als ein Kompliment von Herrn Jakob und dessen Tochter einliefe, und die Nachricht, daß er bey ihnen den Mittag zubringen würde.

„Nun, Frau Pastorin, wollen Sie diesem Spotte, der mit Ihnen getrieben wird, ruhig zusehen?" fragte Frau Schnatterbach.

„Nein," antwortete Klaudine. „Meine Tante nähme mich also gern auf?"

„Mit offnen Armen, wie ich sage!"

Geschäftigkeit der Tante.

Der Frühprediger fand Klaudinen nicht mehr, als er zurückkam. Aber die Erschütterung, welche dies in ihm hervorbrachte, wurde bald durch die tükischen Vorstellungen von Frau Billig gedämpft. Seufzend gab er ihr am Ende recht, wenn sie ihn glücklich prieß, daß er diese Frau so wohlfeil loswerde, Frau Billig wollte den

Rittmeister den Vormittag unzählige mal um das Haus haben herumgehen sehen. Jetzt sagte sie, zeige er sich nicht mehr! Und damit der Frühprediger sie ja recht verstehe, setzte sie hinzu, weil sie nun bei ihm wäre.

Der Vetter machte zwar einige Einwürfe, die aber von ihrer arglistigen Redseligkeit bald beseitigt waren. Am Ende glaubte er es selbst, daß keine Veranlassung Klaudinen zu dem unseligen Schritte bewogen habe, als ein verbrecherisches Einverständnis.

Frau Billig besuchte so viel von ihren Bekannten, als die Zeit gestatten wollte, und nahm die beruhigende Ueberzeugung mit nach Hause, daß die halbe Stadt den andern Tag von Klaudinens Liederlichkeit unterrichtet seyn werde.

Der alte Freund.

Ein akademischer Freund, dem der Frühprediger vor vierzehn Tagen erst die Seligkeit seiner Ehe mit den blendendsten Farben geschildert, und dringend eingeladen hatte, Zeuge davon zu werden, kam diesen Abend. Man denke sich den Kontrast

zwischen seiner Erwartung und dem, was er fand.

Der junge Ehemann stand beschämt vor ihm. Frau Billig übernahm den Bericht seiner Unfälle, und der Frühprediger seufzte blos bekräftigend dazwischen. Ein paar mal wollte er entschuldigen, allein Frau Billig wußte die Entschuldigung immer in's Lächerliche zu drehen.

Pastor Jung, sein Freund, hatte, als er zu Bette ging, so viel gehört, daß er die ganze Nacht hindurch mit einem jungen, schönen Ungeheuer in Träumen zu kämpfen hatte. Er stand eben auch in Begriff, eine Frau zu nehmen, und seine Sinne verwirrten sich beinahe, wenn er dieses Vorhaben mit Klaudinens scheinbarer Unschuld und wirklicher Abscheulichkeit zusammen dachte.

Darüber hatte er schon am Abend einen schönen Trostgrund für seinen Freund vergessen, den er am andern Morgen nachzuholen eilte. „Weißt Du wohl" fing er an, „daß ich auf die hiesige Frühpredigerstelle halb und halb rechne?"

„Auf meinen Plaz?"

„Unter uns, mein Onkel, der Probst, hat mir geschrieben, daß Dir eine bessere Versorgung

in einer andern Stadt kaum entgehen werde, wenn Du darum anhieltest."

„In einer andern Stadt?" rief der Frühprediger voller Freuden über die Aussicht, diese Tapetenwände, diese Wohnung, die ganze Gegend, die ihn stets an Klaudinen erinnerte, aus den Augen zu verlieren.

Der fremde Pastor nannte ihm die Stadt und zeigte ihm des Probstes Brief vor. Der Frühprediger athmete schon mit diesen Hoffnungen. Die Seligkeit einer neuen Welt, in der ihn nichts zu drücken schien, als der Himmel, weil es doch der nämliche war, unter dem er sich mit Klaudinen seelig gefühlt hatte.

Der Landpfarrer ging, um dem Frühprediger bald eine bestimmtere Nachricht zurückzubringen.

Beschuldigungen.

Der Gast blieb mehrere Stunden aus.

„Endlich!" sagte der Frühprediger. Aber wo waren die Hoffnungen hin, welche sein Freund mit zum Probste genommen hatte? Auf dem Gesichte ließ sich keine mehr blicken. Mit fin-

sterm Ernste legte er den Hut ab, warf sich in das Sopha, raffte sich gewaltsam wieder auf, und trat vor den Frühprediger hin.

„Bist Du's, Strauß, oder nicht?“ rief er, ihm in's Auge schauend.

„Du scheinst es noch, aber was sagt man von Dir? Meine Aufrichtigkeit werde der Probierstein Deiner Unschuld. Ein Aergernis, heißt es, gäbest Du mit Deinem Leben. Nicht genug, daß Du heimlichen Umgang mit Buhldirnen habest, seyst Du gestern frech genug gewesen, an der Seite einer solchen durch die Stadt spazieren zu fahren!“

„Wer sagt das?“ rief der Frühprediger.

„Die Stadt, der Probst, der Dich lieber sogleich des Predigamtes entsetzte. Deine Frau sey von Dir gegangen, weil sie den Gräuel nicht mit ansehen wollen. Mit Einem Worte, in dasselbe Ungeheuer, das mir gestern als Deine Frau vorgestellt wurde, verwandelt Dich der Ausspruch des Gerüchts. Jetzt vor allem, was hat es mit Dir und der Judendirne für Bewandnis?“

Rechtfertigung.

Der Frühprediger erzählte mit bebender Stimme von seinem Verhältnis mit ihrem Vater, und wie er in diesen Umgang verwickelt worden war. Die Wahrheit sprach zu überzeugend aus Worten und Mienen, als daß der Andre zweifeln durfte. – „Aber wie bist Du nur gestern in den verwünschten Wagen gekommen?"

„Eine Kranke, die auf ihrem Garten wohnt, hatte mir ihn geschickt. Bei Annäherung des Gewitters bin ich grade auf dem Rückwege. In dem Momente nun, da die Pferde scheu vor Sturm und Blizen nicht weiter wollen, erblicke ich ein wohlgekleidetes Mädchen, mit einem jungen Mann, welche athemlos über eine Wiese gelaufen kommen. Die Tochter des getauften Juden, die mich ebenfalls erkennt. Ob ich nun ihr und ihrem Begleiter Pläze im Wagen angeboten, oder ob sie mich darum angesprochen haben, weiß ich nicht einmal. Wem hätte ich in diesem Augenblicke die einzige trockne Stelle, die es in der Gegend gab, verweigern mögen?"

„Als das Wetter nachließ, war der Weg so verdorben, daß es lächerlich gewesen seyn

würde, wenn ich hätte aussteigen und allein gehen wollen. Auch hatte ich erst über Tische Gelegenheit in dem Menschen einen ausgemachten Spieler kennen zu lernen. Von dem Mädchen wußte ich bis dahin ebenfalls nichts Uebles, kann mir aber nun aus ihrem genauen Umgange mit diesem Herrn manches erklären."

Der Landpfarrer beklagte seinen Freund und begriff nicht wie das Gerücht in so kurzer Zeit so tief und so boshaft hatte eingreifen können. Es war ihm freilich verborgen, daß Frau Schnatterbach alles aufgeboten hatte, sich an dem Frühprediger zu rächen.

Die Tante verräth sich.

„Wo wohnt deine Frau?" fragte der Gast nach einigem Ueberlegen.

„Bei ihrem Verführer."

„Woher weißt Du das?"

Der Frühprediger rief Madam Billig, wiederholte die Frage seines Freundes, und hörte, daß es bloße Vermuthung von ihr gewesen.

Die Verlegenheit der Tante gab dem Landprediger einigen Aufschluß. Zu dem erinnerte er

sich jetzt, schon beim Probst erfahren zu haben, daß Klaudine zu ihrer Mutter Schwester gegangen sey.

Er äußerte das. Doch Madam Billig meinte, daß durch diese Vorsicht blos ihre Klugheit aber nicht ihr Herz zu entschuldigen seyn würde, welches sich bereits von der schlechtesten Seite gezeigt habe.

Er fragte nun nach dem sogenannten Verführer.

Madam Billig konnte nicht fertig werden mit der Schilderung seiner Frechheit, seines boshaften Wesens und schlechten Rufes.

Der Fremde war als Feldprediger mit des Rittmeisters Regimente sehr gut bekannt worden, und erinnerte sich keines Offiziers, auf den das Gemälde passen wollte.

„Können Sie mir den Namen nicht mittheilen?“ fragte er, und wandte sich als er ihn gehört hatte, mit Abscheu von dem verläumderischen Munde. Der Rittmeister Serning war sein Freund, ein Mann, dessen leichter Sinn zwar zuweilen in Leichtsinn überging, der aber dabei die herrlichste Seele besaß.

„Willst du nicht bei mir essen?“ fragte der Frühprediger als sein Freund die Thüre schon wieder in der Hand hielt. „Nein, denn ich muß erst zu deiner Frau.“

Umsonst trug ihm der Frühprediger seine Gegenvorstellungen über die ganze Treppe nach.

Innerer Zwiespalt.

„Ich esse gar nicht!“ sagte der Frühprediger, als Madam Billig erinnernd in seine Studierstube trat. Er bat obendrein ihm alle aber zu ersparen, die sie auf der Zunge hatte, und wenn seine Hand sie nicht zur Thüre hinaus wieß, so that es wenigstens seine verdrüßliche Miene.

„Er trat mehrmals unruhig an das Fenster, allein kein Pastor kam zurück.“ Er ist lange bei Klaudine! „sagte der Frühprediger.“ Wer doch ihr Gespräch anhören könnte! Des Pastors langes Ausbleiben gab seinen Muthmasungen einen unendlichen Raum. Was er wohl wünschen solle? fragte er sich endlich. Sein Verstand sprach von Scheidung, während das Herz ihm verführerisch den Wiederverein mit Klaudinen anpreisen wollte. Je dunkler es wurde, desto

heller erhob das Herz seine Stimme. Wie aus einer Zauberlaterne zog das Glück seiner Liebe in tausend Szenen vorüber, und weckte eine unbezwingliche Sehnsucht. „Wenn sie bereute!“ Der Frühprediger breitete bei diesem Wunsche die Arme aus, und — der Landpfarrer trat herein.

Scheidung!

„Das meiste ist abgethan!“ rief der Kommende fröhlich.

„Was heißt das?“ versetzte der Frühprediger.

„Scheidung!“ sagte der Andre. Eingeleitet ist sie, auch habe ich mit dem Rittmeister gesprochen. Er ist bereit durch eine Heirath gut zu machen, was sein Leichtsinn verdorben hat.“

„Gutzumachen!“ sprach der Frühprediger mit Bitterkeit.

„Das Gerücht hatte jeden andern Ausweg vernichtet,“ sagte sein Freund achselzuckend. „Der Prediger muß nicht blos Lehrer, sondern auch Beispiel seyn, und kein böser Schein auf sein Haus fallen. Es ist zwar alles nur Schein gewesen, beide seyd Ihr schuldlos. — — “

„Beide? Auch Klaudine?“

„Vollkommen!“ Er theilte dies zu bekräftigen ihr Geständnis und das des Rittmeisters mit. „Ein verächtliches Weibsstück“ sagte er, „war die Seele des Ganzen gewesen.“

„Frau Schnatterbach?“

„Sie hatte Klaudinens Gesinnung bei dem Rittmeister so verläumdet, das er die Unschuldige seinen Anträgen günstig glaubt. Blos dieser Intrigue wegen, hatte sie sich in Dein Haus zu drängen gesucht, doch das brave Benehmen deiner Frau, die den Rittmeister durchaus nicht in ihr Zimmer ließ, war das Mittel zu Oeffnung seiner Augen gewesen. Dennoch hatte das böse Weib nicht geruht, theils die Sache durchzusetzen, theils auch wohl Rache an Dir zu nehmen.“

„Und Klaudine will mich verlassen?“

„Sie muß, weil es nicht anders seyn kann. Nur Scheidung von ihr kann die öffentliche Stimme vielleicht zum Schweigen bringen. Der Probst ist so erbittert, daß du alles zu besorgen hast,

wenn die Entflohene ihren Wunsch zum Wiederverein mit Dir durchsezen sollte."

„Klaudine wünscht es?" frohlockte der Frühprediger. „O dann theilt sie auch mein böses Geschick. Ich ziehe den Priesterrock selbst aus, und fliehe mit ihr in eine andre Gegend. Die Liebe, die uns begleitet, giebt mir auch Hoffnung mein Talent und meine Kenntnisse in einem andern Stande gelten zu machen!"

Der Landpfarrer öffnete indeß die Thüre, und das Gesicht einer Verschleierten ruhte bald darauf, und ohne Hülle, an dem Herzen des Frühpredigers.

„Wieder mein?" rief er.

„Dein!"

„Und daß Ihr's wißt," sprach der Landpfarrer, „morgen Mittag sind wir beim Probst. Mein Bericht hat ihn ausgesöhnt, und er denkt, Euch das, was Euch das Gerücht hier doch wohl nachtrüge, durch Versorgung an den Ort, von dem ich Dir gestern sagte, zu ersparen."

Gute Lehre.

Der alte, ehrliche Probst zeigte lebhaftes Interesse für das Paar, das er nun näher kennen

lernte, und schlug sich selbst zum Arrangement mit dem Wucherer Jakob in's Mittel. Die Art, wie er die neuen Freunde vor der Stadt auszeichnete, verlöschte den Eindruck, den ihre Uneinigkeit hervorgebracht hatte, so ziemlich.

„Hütet Euch," sagte der ehrwürdige Probst, als das Paar zur neuen Bestimmung abreisete, „hütet Euch vor allen Engeln der Zwietracht, die Euch hier beinahe das ganze Leben verbittert hätten! Macht niemand zu euern Vertrauten, als Euch selber, und vertraut Euch alles. An dem Augenblicke, liebe Frau, wo Sie Ihrem Manne den Verdruß über die Art, wie sie zu dem neuen Hausgeräth gekommen waren, ersparen wollten, an diesem Augenblicke hingen alle Leiden, die sie beide seitdem erduldet haben."

Das

Die Glücksvögel.

Das erste Kapitel.

Der Stadtrichter Flachsmann zu Emmerling war von Kindesbeinen an ein wohlgezogener Mensch gewesen. Als seine Schuljahre vorbei waren, ging er auf die Akademie, und als er von der wieder zurückkam, wollten seine lieben Eltern vor Freuden ausser sich gerathen. Es fehlte nämlich grade dem steinalten Stadtrichter Eisenstein an einem würdigen Gehülfen. Daran würde es ihm freilich nicht lange gefehlt haben, allein es gab einen kleinen Anstoß bei der Sache. Die Frau Stadtrichterin Eisenstein hatte in frühern Jahren den Herrn Minister äusserst speziell gekannt, und der hatte ihr gesagt, daß der Nachfolger in ihres Mannes Dienste einmal künftig ihr einziges Töchterchen würde heirathen können. In der Folge war denn das Töchterchen groß geworden, und nun ließ die Frau Stadtrichterin

nicht eher nach, bis der Minister das Heirathen können in ein Heirathen müssen verwandelte.

Daran nun stießen sich zwei Bewerber um die Stadtrichterstelle zu Emmerling, denen man die Heirath unter den Fuß gab, denn die Eisensteinsche Stelle wollte ein jeder, keiner aber wollte die Eisensteinsche Tochter.

Das zweite Kapitel.

Nicht als ob Jungfer Rosine Eisenstein alt, oder häßlich gewesen wäre. Allein, voreilig, wie junge Leute sind, hatten sich auch diese schon zuvor ihr Liebchen ausgesucht, und wollten von dem nicht lassen. Eher hätten sie sich vielleicht entschloßen, zwei Weiberchen auf Einmal zu heurathen. Dazu aber hätten sich wahrscheinlich die Weiberchen nicht mit entschloßen, auch weiß man schon, daß die Obrigkeiten in dergleichen Fällen tausend Schwierigkeiten zu machen pflegen.

Wie in allen Stücken jedoch, hatte sich der junge Flachsmann hierin ebenfalls beßer bedacht, und keine voreiligen Versprechungen gethan. Da-

her konnte er dann jetzt mit der rechten Hand die Jungfer Rosine Eisenstein und mit der linken die Adjunktur auf die Stadtrichterstelle getrost hinnehmen, und acht Wochen später, als sein Herr Schwiegervater mit Tode abging, die Stadtrichterstelle selber.

Die Stadt war außerordentlich mit ihrem neuen Stadtrichter zufrieden. Denn sogar bei denen, welchen seine Jugend nicht recht angestanden hatte, wußte er sich in Autorität zu setzen, und bald sagte ganz Emmerling aus Einem Munde: Unsren seligen Stadtrichter in Ehren, aber eine solche untersetzte Statur, und eine so respektable Stimme, wie der neue hat, können, so lange unser Emmerling steht, wohl nur wenige Stadtrichter gehabt haben.

Das dritte Kapitel.

Die Stadt Emmerling war indessen viel zu klein, um dem großen Geiste des neuen Stadtrichters völlig Genüge zu leisten, und der Frau Stadtrichterin wollte es auch nicht gelingen. Daher kam es denn, daß er sich auf den Schmet-

terlingsfang, und bald auf die Naturforscherey überhaupt legte. Doch blieb er blos bey der vaterländischen Natur stehen, und duldete kein Insekt, das nicht im heiligen römischen Reiche einheimisch war, und stopfte kein Thier aus, dessen deutsche Abkunft nicht erwiesen werden konnte. Diesen Naturforschertrieb in dem Herrn Stadtrichter wurde nun auch die ehrsame Bürgerschaft in kurzem inne, und der und jener Malefikante suchte sich mit Raupen und Schmetterlingen und Käfern und ausgestopften Vögeln, auch wohl mit allerlei künstlichen Naturmerkwürdigkeiten einen Weg zu dem guten Herzen des Vaters der Stadt zu bahnen. Und nach einer zwanzigjährigen Amthierung mußte der Herr Stadtrichter daher wohl das ganze Haus voll todter Insekten und ausgestopfter Thiere und andrer schönen Dinge haben.

Er that sich auch nicht wenig zu gute auf seine Sammlung, und konnte einen Ignoranten, der durch Emmerling reisete, ohne sich nach seinen naturhistorischen Seltenheiten zu erkundigen, allemal von ganzem Herzen bemitleiden.

Es besuchten indessen wirklich viel Reisende,

und besonders junge Männer, den Herrn Stadtrichter. Wenn sie sich jedoch nach seinen Naturwundern erkundigten, so hatten sie gemeiniglich nur ein einziges Naturwunder in Gedanken, von dem der schlaue Gastwirth in der Regel jedem jungen und honetten Passagiere zu sagen pflegte.

Das vierte Kapitel.

Dieses Naturwunder aber war weder ausgestopft, noch todt, auch rechnete es der Herr Stadtrichter nicht einmal zu seiner Sammlung, denn es war niemand anders, als sein achtzehnjähriges Töchterchen. Aennchen war auch wirklich in der ganzen Gegend berühmt, und wie der Abendstern einmal recht über die Maßen glänzte, so sagte ein junger Mensch: Der Stern leuchtet doch heute gewis und wahrhaftig so schön aus der schwarzen Nacht heraus, wie das blitzende Feuer aus dem dunkeln Auge von Stadtrichters Aennchen! Ein Andrer ging einmal bei einer Rose vorbei, an die sich ein Paar Lilien recht freundlich geschmiegt hatten, und gleich rief er aus: Dabei kann ich mir Aennchens weiß und rothes

Gesicht aufs lebhafteste vorstellen. Noch ein anderer, wie der einmal einer Nachtigall lange zugehört hatte, sprach er: Ja, sie singt recht leidlich die Nachtigall, unser eins aber, der Aennchen hat singen hören, ist an ganz andere Töne gewohnt. Und wieder einer, wollte sogar einmal im Winter über den Schnee böse seyn, daß er nicht so blendend weiß aussähe, als Aennchens Morgenanzug.

Das fünfte Kapitel.

Allein so hübsch die Reisenden mitunter waren, welche Aennchen bei der Gelegenheit zu sehen bekamen, so konnte doch kein einziger sich eines Händedrucks, oder eines Kusses, oder eines zärtlichen Blickes, oder irgend einer Sache rühmen, welche ihm von des Mädchens besonderer Zuneigung den kleinsten Beweis gegeben hätte. Und viele davon legten es recht auf so was an, manche verstanden dergleichen sogar aus dem Grunde. Aber nichts, Aennchen blieb kalt wie Eis. Und es war den meisten unbegreiflich, wie die gute Natur so grausam hatte

seyn können, ein Paar Mädchenhände, ein Paar Mädchenlippen und ein Paar Mädchenaugen so schön und dabei so gefühllos zu machen.

Damit thaten aber die Leute der guten Natur das schreiendste Unrecht an. Denn wer sagte ihnen denn, daß Aenchen, weil sie für sie keine Händedrücke, und keine Küsse, und keine zärtlichen Blicke hatte, darum auch für keinen andern Menschen dergleichen hätte haben können?

Müssen es dann grade Leute von weitem her seyn, dachte Aennchen, und ist es nicht patriotischer, seine Händedrücke, und Küsse, und Blicke einem jungen Menschen aus der Stadt zuzuwenden?

Das sechste Kapitel.

Doch, daß ich nicht lüge, das schöne Aennchen dachte nicht im mindesten an den Patriotismus, wie sie den jungen Wilhelm Stahl zum ersten Male so anblickte, daß ihr das ganze glühende Herzchen in's Gesicht heraufstieg, und mit aus den schönen Augen zu ihm hinüberglänzte. Ja, sie war so unbesonnen, an

gar nichts dabei zudenken, als daß es grade so seyn müßte.

Der junge Stahl nämlich, der schon lange zuvor Aennchen lieber gesehen hatte, als alle andere Mädchen in Emmerling, und der ihr das auch im Vorbeigehen wohl zu erkennen gegeben hatte, mußte einmal in seines Vaters Angelegenheiten zu dem Herrn Stadtrichter gehen. Da er nun den nicht zu Hause antraf und überhaupt niemanden als Aennchen, so hätte er sehr gern ein langes und ein breites mit ihr gesprochen von den Gefühlen, wenn er sie ansichtig wurde, und von dem gefährlichen Herzklopfen, das sich dann einfände, und von der Gedankenverwirrung, worein er dabei gewöhnlich gerieth.

An das alles aber, war nicht zu denken.

Das siebente Kapitel.

„Ich bedaure sehr, daß sie sich vergebens herbemüht haben!“ sagte Aennchen leise und zitternd, als er die längste Weile geschwiegen hatte. „Ja bedauern Sie mich immer,“ fing

er an, „lange habe ich auf den Zeitpunkt gewartet, Sie so zu finden, und nun fehlen mir alle Worte!“ Dazu faßte er Aennchen bei der Hand. Und Aennchens zarte Hand regte sich unwillkührlich, und ihre Augen thaten sich zu einem einzigen Blicke auf, und gingen dann sogleich wieder zu. In diesem einzigen Blicke aber, so kurz er auch war, hatte Wilhelm den ganzen Himmel und die ganze Erde zugleich vor ihm aufgethan, und wie zu seinem Befehle daliegen gesehen. Und weil er mit einemmal ein so großer Herr geworden war, so faßte er auch Muth zu der Frage: wann er Aennchen wieder so treffen könnte? und Aennchen stand nicht an, ihm eine befriedigende Antwort darauf zu geben.

Das achte Kapitel.

Seitdem war nun Wilhelm schon ein ganzes Jahr lang in Stadtrichters Hause wöchentlich zweimal aus, und eingegangen. Es würde aber noch viel öfter geschehen seyn, wenn er nicht immer die Zeit hätte abwarten müßen, wenn Papa

und Mama abwesend waren. Denn Stadtrichters hätten schlechterdings nichts davon wissen dürfen, weil sie sonst sicher gefragt hätten, was ein junger Mensch so oft bey ihrer Tochter wollte, der kein eignes Brod hätte, sondern noch als bloser Diener in seines Vaters Handlung stünde?

Das änderte sich indessen jetzt. Der alte Herr Stahl ernannte seinen Sohn Wilhelm zum Handelskompagnon, und sogleich wurde darauf gedacht, seine heimlichen Besuche in Stadtrichters Hause öffentlich zu machen. Aennchen und Wilhelm meinten beide, daß das Naturialienkabinet die schönste Gelegenheit geben würde. Gesagt, gethan; Wilhelm traf einmal auf der Promenade mit dem Herrn Stadtrichter zusammen, und äußerte seinen Wunsch die Naturmerkwürdigkeiten des Vaters der Stadt zu sehen. Der Vater der Stadt schüttelte hierauf erst ein wenig mit dem Kopfe und sagte dann: „Um mein Naturalienkabinet hätten Sie sich schon längst bekümmern sollen. Ich weiß gar nicht, wie ihr Leute hier seyd. Von weitem her kommen viele expreß wegen meiner Sammlung hergereißt, und in der Stadt selber giebt es noch Menschen, die Bildung affektiren,

und mir doch kein Wörtchen deßhalb vergönnen. Ja, wenn ich ein grämlicher misgünstiger Engländer wäre, der seine Seltenheiten immer und ewig nur allein betrachten wollte!"

„Keine Entschuldigung!" rief der Herr Stadtrichter, als Wilhelm so etwas auf den Lippen hatte, „Was sich nicht entschuldigen läßt, das muß man lieber mit Stillschweigen übergehen."

Das neunte Kapitel.

Als aber Wilhelm den Nachmittag drauf wirklich zu dem Herrn Stadtrichter selber gekommen war, und der ihm seine Herrlichkeiten gezeigt hatte, stemmte der Herr Naturforscher seine Arme in die Seite, stellte sich Wilhelm in den Weg, und rief: „Nun? — Was sagen Sie zu meiner Sammlung, Herr Stahl?" „Sie ist einzig in ihrer Art," antwortete Wilhelm.

„Das wollte ich meinen!" erwiederte der Herr Stadtrichter. „Sie müssen aber wirklich noch einmal herkommen, wenn ich mehr Zeit habe. Denn mit dem blosen Vorzeigen, merke ich, kommt man bei Ihnen nicht durch. Es fehlt ihnen der

geübte Sinn, das Beste sogleich heraus zu finden. Ein Fehler der Erziehung, den man Ihnen nicht anrechnen darf."

Hier zupfte die Mama dem Papa ein wenig beym Schlafrocke. Sie wurde aber feuerroth als er sich zu ihr wandte und recht unwillig sagte: Was zupfst Du mich denn immer? Die Wahrheit soll man stets reden, und überall. — Nun, wie gesagt, setzte der Herr Stadtrichter hinzu, Sie kommen wieder Herr Stahl! Uebermorgen wenn Sie wollen, denn das ist der Tag an dem ich die meiste Zeit habe.

Und das Uebermorgen! überwog in Wilhelm bei weitem die Bitterkeiten, die er noch hatte mit anhören müssen.

Das zehnte Kapitel.

Tags drauf war Aennchen mit Wilhelmen allein, und las ihm erschrecklich den Text, daß er des Papa's Sammlung nicht mehr bewundert hatte. Da bekannte er ihr denn, daß das Bewundern sein fester Vorsaz gewesen, daß er aber beim Anblick der Seltenheiten vor lauter

Aufrichtigkeit nicht dazu gekommen wäre. Wäre ihm doch bei dem so sichtlicht gemalten, weissen Sperlinge, und bei dem Wolfseie, das Lachen so nahe gewesen, daß er's nur mit vieler Mühe verbissen hätte.

Aennchen bat ihn um Gottes willen, daß er diese Aufrichtigkeit zu ihr zwar wohl immer, aber ja nicht wieder in ihres Papa's Naturalienkabinet mitbringen möchte, weil daraus sonst vielleicht ein Unglück entstünde, welches sie alle beide nicht übersehen könnten.

Das versprach denn Wilhelm. Er gab ihr sogar die Zusage den beiden sehr angesehenen Stükken, dem Sperlinge, und dem Wolfseie seine besondre Aufmerksamkeit zu schenken. Wie hätte er auch das nicht versprechen sollen, da seine Augen so rührend von Aennchens herrlichen Augen, und seine Lippen so reizend von Aennchens herrlichen Lippen gebeten wurden!

Das eilfte Kapitele.

Das berauschende Wesen aber, das Wilhelm aus Aennchens Augen und Lippen gesogen hatte,

war ganz vorbei, wie er den Tag nachher wirklich wieder in ihres Vaters Naturalienkabinette vor dem Wolfseie stand, und er fühlte recht gut, daß er diesem seltnen Stücke die versprochene Aufmerksamkeit durchaus nicht würde zuwenden können, weil ihm allemal, sobald er nur einen Blick danach that, das Lachen schon auf der Zunge saß, und sich da gar nicht hüten lassen wollte.

„Aber mein Gott, lieber Stahl,“ rief daher der Herr Stadtrichter, als Wilhelm das Zeichen gab, daß er mit dem Betrachten des Kabinets fertig wäre, „heute habe ich nun recht genau auf Sie Acht gegeben, und gefunden, daß Sie, allen meinen Winken zum Troz, immer bei den gemeinsten Dingen am längsten verweilen, und die schönsten mit einem Blicke abfertigen. Da lobten sie zum Exempel die Eule dort, und übergingen gradezu den weißen Sperling daneben, der doch eine ganz andre Merkwürdigkeit ist, als die Eule. Sagt doch schon das Sprüchwort von Leuten, die sich selten machen, sie würden so rar, wie ein weißer Sperling!“

Hierauf half es durchaus nichts, Wilhelm mußte vor den weißen Sperling mit hin, und anhören,

hören, was der Herr Stadtrichter alles zum Ruhme dieses seltnen Vogels vorzubringen hatte.

Das zwölfte Kapitel.

„Und hier“ sprach der Herr Stadtrichter nachher, „von dem dreibeinigen Hasen haben Sie noch gar keine Notiz genommen! Bilden Sie sich etwa ein, daß dergleichen alle Tage gesehen werden? Doch darum kümmert ihr euch nicht, ihr Kaufleute! Wenn bei euch nur die Hasen wohlgespickt in der Schüssel liegen! Ihr fragt viel danach, ob es dreibeinige gebe oder nicht.“

Hier wollte sich denn Wilhelm damit entschuldigen, daß er immer gehört habe, die dreibeinigen Hasen gehören zu dem Gespenstergeschlechte, an dem man, selbst in Emmerling, nach gerade ganz zu zweifeln anfinge.

„Es ist aber nicht so, wie Sie hier deutlich genug vor Augen haben. Zwar kam auch einmal ein junges Bürschchen her, welcher behauptete mein dreibeiniger Hase habe anfangs vier Beine gehabt, das ist jedoch eine Lüge, und ich bin fest überzeugt, er ist von seiner frühe-

sten Jugend an, immer auf drei Beinen gelaufen. Eine große Seltenheit sehen Sie freilich darin. Das Zweifeln aber an dergleichen Dingen kann man sich wohl erklären. Es rührt einzig und allein, wie ich schon vorgestern sagte, von der Erziehung her, und auch von der wenigen Aufmerksamkeit, mit der die Naturhistorie in hiesiger Schule traktirt wird. Der jetzige Rektor besonders, das ist mir der rechte. Drei Jahre ist er's nun schon, und glauben Sie wohl, daß er mich ein einzigesmal um Vorzeigung meines Kabinets angesprochen hätte? Ja, das sind Schulleute, daß es Gott erbarme!"

Das dreizehnte Kapitel.

„Hernach aber kommt es so!" fuhr der Herr Stadtrichter fort, indem er Wilhelm von dem dreibeinigen Hasen weg, und hinüber zu dem Wolfseie führte, „hernach wissen die jungen Leute nicht einmal, daß die Wölfinnen eigentlich niemals Eier legen, und daß es ein ganz besonders merkwürdiges Spiel der Natur ist, wenn eine Wölfin stat lebendiger Jungen ein Ei zur Welt

bringt! Und fühlen Sie nur, Herr Stahl, was das Ei für eine Schwere hat. Grade als ob es von Stein wäre. Daher wollte ein junger Naseweiß, der mich letzthin besuchte, mir ins Gesicht behaupten, daß es aus Marmor gemacht wäre. Ich sollte es nur einmal von einander-schlagen, so würde ich den puren, hellen Stein sehen. Von einander schlagen! Herr meines Lebens, mein Wolsfei! Aber ich wittre wohl die Ursachen. Kein König kann vielleicht ein Wolfsei aufzeigen, und da sie wissen, daß ich mir's um keinen Preis abschwazen ließe, so möchten sie mich gern darum bringen."

Bis dahin hatte Wilhelm dem Lachen, das ihn schon lange anwandelte, immer Zaum und Gebiß angelegt, doch jetzt rieß es sich mit einem-male los, und so gewaltig, daß er darüber beinahe das Ei aus der Hand hätte fallen lassen.

„Hm!" sagte der Herr Stadtrichter mit Kopfschütteln, und Wilhelm kam nicht eher wieder zu sich, als bis er den Besizer des Wolfeies etwas von Perlen und von Säuen ziemlich deutlich in den Bart murmeln hörte.

Das vierzehnte Kapitel.

Und als Wilhelm vollends Aennchens finstres Gesichtchen sah, so hätte er lieber gar geweint, und jetzt wäre der Zeitpunkt gewesen, jetzt hätte ihm der Herr Stadtrichter noch viel seltnere Dinge vorzeigen können, als den weißen Sperling, den dreibeinigen Hasen, und das Wolfsei, Wilhelm würde doch keine Miene zum Lachen verzogen haben. Aber das that der Herr Stadtrichter jetzt nicht. Er that weiter nichts, als daß er einen Besuch vorgab, den er mit seiner Frau und mit Aennchen zu machen hätte. Wilhelm glühte am ganzen Körper, griff nach seinem Hute, und empfahl sich. Dazu nahm er sich auf der Treppe noch fest vor, Aennchen ganz zu vergessen, denn ein Gesicht, wie diese ihm gemacht hatte, so finster und abgeneigt, hatte er sich niemals von ihr versehen.

Das fünfzehnte Kapitel.

„Ja, ich breche mit ihr!" sprach Wilhelm, als er wieder in seiner Stube war. Zuverläßig will sie das auch selber, und wird mein Lachen

zum Vorwande nehmen. Ich weiß wohl warum! Ich müßte sie neulich nicht mit dem Doctor Edwin haben sprechen und freundlich thun sehen! Nun meinetwegen, ich will ihr nicht länger im Wege stehen."

Als er das gesagt hatte, warf er sich bald auf das Sopha, bald ging er in der Stube herum, bald gukte er aus dem Fenster. Alle diese Geschäfte indessen waren nichts für seine Umstände.

Hier muß ich nun ein Wörtchen von dem Doktor Edwin einschalten, und sagen, daß weder er an Aennchen, noch Aennchen an ihn dachte, daß aber Wilhelm überhaupt eifersüchtiger Natur war. Weil nun Doktor Edwin in der ganzen Stadt für einen hübschen Mann galt, und Aennchen, wenn er mit ihr sprach, nicht unhöflich gegen ihn seyn mochte, so durfte sich der Doctor nur einmal auf Einer Straße mit Aennchen blicken lassen, und gleich ging der Lärm mit ihr darüber los. Zwar mußte Wilhelm am Ende immer deßhalb Abbitte thun, allein dem ohngeachtet erhob er den Lärm gewöhnlich bald aufs neue.

Das sechszehnte Kapitel.

Wilhelm hatte sich auch wirklich nicht allein vorgenommen zu brechen, sondern Aennchen ebenfalls. Nur hatte sie andre Ursachen dazu, als er ihr zutraute. Ein Mensch sagte sie nämlich, der mir nicht einmal soviel zu Gefallen thut, daß er des Papa's wunderliche Seltenheiten ein bischen bewundert, ein solcher Mensch ist gar nichts weiter werth, als daß ich ihn vergesse. Denn wie habe ich ihn gebeten, und wie hat er mir's versprochen! Und wer sein Wort in Einem Stücke nicht hält, auf den kann man sich in andern Stücken ebenfalls nicht verlassen, und kurz und gut, meine Sache mit ihm ist völlig zu Ende."

Es war aber dem armen Aennchen, als sie dieß gesagt hatte, um kein Haar besser zu Muthe als Wilhelm, und wenn sie schon ihrer Eltern wegen, sich nicht so wie der, bald aufs Sopha warf, bald zum Fenster hinaussah, bald im der Stube auf und niederging, so wurde ihr doch über dem Stillsitzen und Stricken grade so heiß, als es dem Wilhelm bei seinen unruhigen Geschäften wurde. —

Das siebzehnte Kapitel.

„Nein, heute um neun gehe ich gewis nicht vor ihrem Fenster vorbei, wie sonst immer!“ sprach Wilhelm als er nach einer abscheulichen Nacht aus dem Bette stieg. Und Aennchen sagte fast zu der nämlichen Zeit. „Mich soll er um neun wahrhaftig nicht am Fenster sehen.“

Und damit er sie nicht sähe, stellte sie sich, wie es neun schlug, wirklich hinter den zugezogenen Vorhang. Auch dieses aber that sie nur um von der Aergernis Zeuge zu seyn, die er haben würde, wenn er das Fenster leer fände, an dem nun Aennchen, ein ganzes Jahr lang, Tag für Tag um neun Uhr gesessen hatte.

Es wurde ihr jedoch immer bänger und bänger hinter dem Vorhange, denn die Stunde war lange schon vorbei, und es kam dennoch kein Wilhelm.

„Das hat er mir noch nicht gethan!“ dachte Aennchen, „wenn er auch schon manchmal böse auf mich war, und recht böse.“

Und jetzt fielen ihr ihre gestrigen finstern Gesichter schwer auf das pochende Herzchen, und sie bedachte zum ersten male, daß doch sein gan-

zer Fehler eigentlich von einem Mangel an Verstellungskunst herrühre, und daß ein solcher Fehler just nicht der strafbarste an einem Liebhaber wäre. Und wie ihr die Schuppen dermasen vom Auge fielen, wurde es ihr siedendheiß, und sie konnte gar nicht anders, als der Mama die Nothwendigkeit eines Ganges zum Puzhändler vorstellen. Davon sagte sie jedoch der Mama kein Wörtchen, daß der nothwendige Gang sie bei dem Hause des jungen Stahl vorbeiführte. Aennchen flog znm Hause hinaus, uud wünschte weiter nichts, als blos Wilhelmen zu sehen, um ihm in einem einzigen freundlichen Gesichte die finstern von gestern alle vergessen zu machen.

Das achtzehnte Kapitel.

So schön aber Aennchens Augen waren, grade so scharf waren sie auch, und kaum trat sie auf den Markt, so sah sie auch Wilhelmen schon von der gegenüberstehenden Seite des Markts herüberkommen. Und kaum war das geschehen, so war auch der Entschluß zum freundlichen Gesichte rein vergessen. Ja, meinte sie, wenn man

ihm den Kummer ansähe! Doch daran war nicht zu denken. Und das freundliche Gesicht gerieth in noch tiefere Vergessenheit, als sie merkte, daß Wilhelm sie gewahr wurde, und einen Augenblick stehen blieb. „Nein,“ sagte sie, „geängstigt soll er werden, recht geängstigt.“ Und nun wich sie dem jungen Stahl geflissentlich aus, und ging, als sähe sie ihn gar nicht, über den Markt, und nicht zum Puzhändler, sondern grade nach dem Thore zu, und auf den Wall, der vor langen Jahren der Stadt zur Vertheidigung, neuerlich aber blos zum Spaziergange diente.

Das that Aennchen indessen nicht, ohne sich von Zeit zu Zeit nach ihrer Schleppe umzusehen, und dieses und jenes daran zu ordnen.

Allemal aber wenn sie sich nach ihrer Schleppe umsah, gingen ihre Augen unvermerkt noch etwas weiter, und da sahen sie, daß Wilhelm grade denselben Weg nahm, den Aennchen selber genommen hatte. Doch hielt er sich, wie Aennchen wohl inne wurde, dabei immer in der Ferne, und that alles mögliche, daß sie ihn, oder wenigstens sein Nachschleichen nicht inne würde.

Darüber hüpfte denn Aennchens Herzchen vor Freude so sehr, daß es ihren Füßchen rechte Mühe kostete, an dem Hüpfen nicht Theil zu nehmen.

Das neunzehnte Kapitel.

Wie Aennchen sodann ein paar mal auf dem Walle hin und her gegangen war, siehe da kam Herr Wilhelm ebenfalls spaziert, und zwar so spaziert, als ob er in tiefen, tiefen Gedanken ginge. Und mit Einem male blickte er dann auf, stellte sich erschrocken und rief: „Sie hier, liebe Mamsell Flachsmann? Wäre ich doch fast vorbeigegangen, ohne sie zu sehen."

„Wirklich, Herr Stahl?"

„Ja, es ist auch sonst gar nicht Ihre Zeit hier spazieren zu gehen."

„Freilich nicht, aber der schöne Morgen!"

„Der schöne Morgen, so?"

„Ja. Nun ich empfehle mich, Herr Stahl, da wir doch zwei verschiedne Wege haben."

„Viel Vergnügen, Mamsell Flachsmann."

Doch kaum kehrten beide einander den Rü-

cken zu, so fuhr es dem Mädchen wieder wie ein Bliz durch den Körper, daß sie ihm zuviel gethan hätte, und weil sie nicht allzuweit von ihm weg wollte, so machte sie immer kleinere Schrittchen. Ja sie mußte sogar wieder einmal nach der Schleppe hintersehen, und etwas daran in Ordnung bringen. Kaum sah sie jedoch, bei der Gelegenheit, daß Wilhelm sich nicht mehr von ihr entfernte, sondern wieder hinter drein kam, so fing sie aufs neue an, ihre Schrittchen noch einmal so lang, und noch einmal so geschwind zu machen, damit Wilhelm ja nicht etwa denken möchte, als ob sie gern in seiner Nähe bleiben wollte.

Das zwanzigste Kapitel.

„Nur noch ein einziges Wort, Mamsell Flachsmann!“ rief Wilhelm als er sie beinahe eingeholt hatte.

„Aber geschwind, denn ich habe Eil.“

„Sagen Sie mir nur, was ich von Ihnen denken soll, und von Ihren Morgenspaziergängen?“

„Habe ich doch noch nicht nach den Ihrigen gefragt!“

„Das hätten Sie auch Ursache wahrhaftig!“

„Aber Sie, allerliebst!“

„Sie wissen ja längst, daß ich nicht so leichtsinnig denke, wie —“

„Wie ich, wollen Sie sagen. Immer besser. Wenn das alles war, was ich von Ihnen hören sollte, so empfehle ich mich.“

„Aennchen!“

Dazu faßte Wilhelm ihre Hand mit seiner Hand, und ihre Augen mit seinen Augen, so lange, bis Aennchen die Augen niederschlug, und das Wörtchen „nun?“ kurz herausstieß.

„Aennchen, wollten Sie nicht mit mir umkehren?“

„Ich bestärke gewisse Leute nicht gern in ihrem Eigensinne. Umkehren! Warum begleiten Sie mich nicht lieber?

„Weil — weil —“

„Immer heraus!“

„Nun ja, weil ich den Doctor Edwin in der Gegend zu sehen glaubte.“

„Wenn das ist“ sprach Aennchen, „so gehen Sie, wohin Sie wollen, nur nicht mit mir!“

Dazu suchte sie sich mit großem Ungestüm von dem jungen Stahl loszumachen, der sie fest bey der Hand hielt.

Das ein und zwanzigste Kapitel.

Es ist aber eine ausgemachte Sache, daß ein Paar erzürnte Liebesleutchen, wenn sie vor lauter Zorn gar nicht mehr wissen wohin, immer wieder zu der Liebe ihre Zuflucht nehmen, uud daß dann die Liebe gemeiniglich grade so hoch steigt, als zuvor der Zorn gestiegen war. Und just so ging es auch mit Wilhelm und Aennchen. Erst rückten sie sich nun alle ihre Gebrechen und Vergehungen gegen einander vor, und gleich hernach klärte sich manches auf, und es wurde ein gegenseitiger Friede auf ewige Zeiten geschlossen.

Die Zärtlichkeit stieg immer höher, und wurde nur dann und wann durch kleine Bedenklichkeiten, die vor dem Friedensschlusse nicht gehörig erörtert worden waren, ein wenig unterbrochen.

So sagte Aennchen: „Es auch so über das Herz zu bringen, gar nicht vorbeyzugehen!“

„Ei“ hieß darauf die Antwort, „anfangs war das freilich mein Wille, doch hernach wollte ich ja eben kommen, wie ich Sie über den Markt gehen sah.“

„Sie hätten mich also wirklich gesehen?“ lachte Aennchen. „Gehn Sie doch!“

„Wahrhaftig! Ich würde ja sonst nicht auf den Wall gekommen seyn.“

„Und ich würde wohl auch nicht auf den Wall gekommen seyn,“ lachte Aennchen viel stärker, „wenn meine guten Augen mir nicht hinterbracht hätten, daß Sie mich sähen, und daß Sie mir nachgingen, ha ha ha ha!“

Das zwei und zwanzigste Kapitel.

Wenn ich hier nun erzähle, daß der Wall zu Emmerling erschrecklich verwildert, und hin und wieder mit dickem Strauchwerk bewachsen war; wenn ich dann hinzufüge, daß es bey so früher Tageszeit blutwenig Spaziergänger auf dem Walle gab; wenn ich hierauf bemerke, daß

in dem Augenblicke, wie Aennchen ihrem Wilhelm diese kostbare Entdeckung machte, keine Seele in der Nähe war, und die beiden Liebesleute just hinter den Sträuchern gingen, die sie vor den Augen des ganzen Städchens verbargen; wenn ich das alles offenbare, und ich wollte alsdenn noch sagen, daß Wilhelm nach einem solchen Friedensschlusse und einer so kostbaren Entdeckung Aennchen keinen recht herzlichen Kuß gegeben hätte, so glaubten gewis nicht nur diejenigen lieben Leserinnen, welche sich schon etwas in der Welt versucht haben, sondern auch die andern, die dergleichen Versuchen noch entgegensehen, daß ich ihnen blos etwas weiß machen wollte.

Das drei und zwanzigste Kapitel.

Ein solches Bubenstück aber sey ferne von mir, und ich sage es grade heraus, Wilhelm gab Aennchen erst einen Kuß, und dann wieder einen, und dann noch einen, und dann noch einen. Und ich würde die letzten vier Worte gar oft wiederholen müssen, wenn ich die Zahl der

Küsse richtig angeben wollte. Auch wäre das ein gar zu vermessener Wille.

Das muß ich aber Aennchen zum Ruhme nachsagen, daß sie das Unschickliche, sich auf freiem Walle so immerfort küssen zu lassen, gehörig rügte, und keinen einzigen Kuß annahm, den sie Wilhelmen nicht auf der Stelle zurückgegeben hätte.

Die Moralisten werden zwar behaupten, daß ich den jungen Stahl auch in diesem kritischen Falle hätte moralischer schildern, oder mit andern Worten, daß ich die hübschen Leserinnen aus Liebe zur Moral hätte belügen sollen. Allein erstens glaubte mir, wie gesagt, keine, und dann habe ich obendrein eine einzige von meinen hübschen Leserinnen lieber, als alle Moralisten zusammengenommen.

Das vier und zwanzigste Kapitel.

Und der Wilhelm dachte, es müßte seyn; und wenn ihm gleich Aennchen jeden Kuß zurückgab, so drang er ihr doch immer von neuem Küsse auf. Unter die schlimmsten Folgen der-

gleichen

gleichen Beschäftigungen gehört es, daß die Leute darüber Zeit und Stunde, und Ort, und alles vergessen, und daß sie auf den Gedanken kommen, als stünden sie schon wenigstens mit halbem Leibe im Himmel, und brauchten sich gar nicht weiter um die langweilige Erde zu bekümmern.

Dem guten Aennchen ging es grade so. Wie sie nach dem Walle spazierte, hatte sie noch genau gewußt, daß sie sich ein knappes halbes Stündchen aufs längste oben verweilen dürfte, weil ihr Papa bei gutem Wetter, jedesmal Schlag zehn Uhr, die Promenade über den Wall als den Uebergang aus seinem häuslichen Leben in die Amtsgeschäfte betrachtete. Sie konnte sich auch vorstellen, daß er sich nicht wenig verwundern würde, wenn er sein Töchterchen allein, oder wohl gar in männlicher Gesellschaft hier finden sollte. Jetzt aber war in dem ganzen Aennchen kein Gedanken mehr an das knappe halbe Stündchen und an den Papa.

Aennchen hatte Wilhelmen eben den letzten Kuß auf seine Lippen zurückgegeben, und sie gingen Hand in Hand, und langsam von der

Stelle, und versicherten einander ihre ewige Liebe als der Papa hinter ihnen herkam. Er machte das wirklich, sobald er das Pärchen erkannt hatte, so leise, als sein ungeschicktes Fußwerk es nur zulassen wollte. Doch that er sich ganz ohne Noth diese Gewalt an. Denn er würde viel derber haben auftreten können, und doch seinen Zweck erreicht haben, weil Aennchen und Wilhelm auf weit wichtigere Dinge zu hören hatten, als auf die Tritte des alten Papa.

Das fünf und zwanzigste Kapitel.

Es mochte aber den beiden Liebesleuten grade seyn, wie jemanden dem gleich nach einem recht angenehmen Traume der Alp die Brust zupreßt, als der alte Papa mit eins den einen Arm auf Wilhelms und den andern auf Aennchens Schulter legte, und zwischen die beiden weißen und rothen Gesichterchen seine kupferne Nase hineinsteckte.

Doch bei der Nase ließ er's nicht bewenden, der ganze Papa drängte sich dazwischen, und sagte zu Wilhelmen, daß er sich ja keine Hof-

nung machen möchte, und riß das arme Aennchen mit sich fort, und schalt den ganzen Weg vom Walle hinunter in sie hinein, daß es ein Jammer war, dergleichen mit anzuhören. Und wäre sein alter Freund der pensionirte Rektor nicht dazu gekommen, und hätte ihn zum Stillschweigen auf der Gasse ermahnt, so wäre vielleicht bald durch des Herrn Stadtrichters Hize die ganze Stadt so gut als der Rektor von dem Vorfalle auf dem Walle unterrichtet worden.

Zu Hause aber ging der Lärm von neuem los und Papa und Mama wollten wissen, wann diese Historie angegangen wäre? Darauf behauptete denn Aennchen, daß sich alles in dem außereinzigen Morgen auf dem Walle, wohin sie das heitere Wetter gelockt, zufällig so gefunden hätte.

Diese vorgegebene Schnelligkeit zog dem guten Aennchen zwar neue Vorwürfe zu, allein Aennchen war mit diesen eher zufrieden, als sie gewesen sein würde, wenn man ihr nicht geglaubt hätte. Denn nun war doch zu hoffen, daß ihr die alten Mittel und Wege mit Wilhelmen zu sprechen, von denen ich in den bei-

den folgenden Kapiteln reden will, nicht genommen werden würden.

Das sechs und zwanzigste Kapitel.

Es gab nämlich in Emmerling einen Ort, wo die eine Hälfte der Honorationen alle Wochen zweimal Abends zusammen kam, um den Honoratiorinnen, ihren Weibern, den Tobaksrauch recht ungenirt in die Augen blasen zu können. Die guten Weiber klagten zwar wohl mitunter, daß ihnen der Rauch gar zu arg würde, aber zu Hause blieben sie deshalb doch nicht. Ja, ehe sie sich eine solche Trennung von ihren lieben Männern hätten gefallen lassen, würden sie alles mögliche erduldet haben. Denn in ganz Emmerling war dieser Ort die schönste Gelegenheit zu Mittheilung der verkehrten Prinzipien, nach denen eine oder die andre abwesende Mithonoratiorin ihre Dienstböten, oder ihre Kinder, oder ihren Mann behandelte. Hier kamen Familiengeheimnisse aus Licht, die manchmal selbst in den Familien, welche sie betrafen, noch ganz unbekannt waren. Hier

wurden Eheleute zusammengethan und getrennt, ehe die Eheleute selber das geringste davon gemerkt hatten. Mit einem Worte hier war viel zu viel nüzliches zu lernen, als daß die Frauen derjenigen Honoratioren, welche Antheil an der Gesellschaft nahmen, darüber das bischen Tabaksrauch nicht hätten verschmerzen sollen.

Das sieben und zwanzigste Kapitel.

Und daß der Herr Stadtrichter Flachsmann nicht etwa ausgeblieben wäre! Nein, der war einer der Stifter, und viel zu honett, um die nüzliche Anstalt nicht aus allen Kräften zu unterstüzen. Von der Frau Stadtrichterin aber wäre es doch wirklich allzuhochmüthig gewesen, wenn sie die Ehre, allezeit den obersten Platz in der Gesellschaft einzunehmen, welche man ihr nach manchem hitzigen Kampfe endlich zugestanden hatte, nicht so oft als möglich benuzt hätte.

Auf diesen Eifer nun ihres Papa's und ihrer Mama hatte Aennchen ein ganzes Jahr lang bereits das Vergnügen gegründet, Wilhelmen zu sehen, und sie ersann sich so oft einen Vorwand

zum Wegbleiben von der Gesellschaft, daß der Papa einmal zur Mama sagte: „Ich freue mich ordentlich über das Mädchen, weil sie vor lauter Häuslichkeit gar nicht mehr, wie sonst, auf die Zerstreuungen achtet."

„Ja, das muß man ihr lassen," erwiederte die Mama, „und ich weiß gewis, die zehnte versagte sich nicht halb so oft das Vergnügen der Gesellschaft.

Das acht und zwanzigste Kapitel.

Der Herr Stadtrichter aber und die Frau Stadtrichterin waren bis dahin vielleicht die einzige Leute in der ganzen Stadt gewesen, welche daraus, daß Aennchen ihre Abendversammlungen so vernachläßigte, den Schluß zogen, daß sie sich alle Gesellschaft um der Häuslichkeit willen versagte. Denn daß Wilhelm allemal an seinem Fenster lauerte, wenn Stadtrichters in den Klub gingen, und daß er, wenn Aennchen nicht dabei war, das Mädchen in ihrer Wohnung aufsuchte, das war lange schon herumgekommen, auch hatte man bisweilen sogar in der Gesell-

schaft darauf angespielt. Aber freilich nur von weitem, so daß weder Papa noch Mama die Anspielungen verstanden hatten.

Sogar dem halbtauben pensionirten Rektor mochte etwas von der Sache zu Ohren gekommen seyn, denn sein unmerkliches Hm, Hm! bei Aennchens Vorgeben, daß die Geschichte erst entstanden sey, und das, was er dem Papa nächstens am Gesellschaftstage zuflüsterte, deutete ganz auf so etwas hin.

Das neun und zwanzigste Kapitel.

Aennchen hatte jedoch nicht den mindesten Argwohn auf den alten Rektor, und seine schlechte Ohren, und seine schwachen Augen, und freute sich recht herzlich als die Mama nach dem Kleiderschranke ging, und der Papa nach der neuen Perücke fragte. Und der Muth, der ihr zwei peinliche Tage lang, in denen sie nicht aus dem Hause gedurft hatte, erstaunlich klein geworden war, wuchs so gewaltig, daß sie sich recht zusammen nehmen mußte, um ihn zu verbergen. Und als die Eltern gegen Abend aus

dem Hause gingen, dachte Aennchen: „Wenn sie mich gleich die beiden Tage über recht gepeinigt haben, im Grunde ist es doch ein guter Papa und eine gute Mama.“

Das dreißigste Kapitel.

Als aber ein Viertelstündchen nachher die Hausthüre knarrte, und gleich drauf ihre Stube aufging, da dachte sie das nicht mehr. Dann dachte sie blos, daß der auf sie zufliegende Wilhelm der einzige gute Mensch wäre, den es gäbe, und nicht nur der einzige gute Mensch, sondern der einzige Mensch überhaupt.

Der Wilhelm selber benahm ihr ein Paar Augenblicke später diesen Wahn, indem er sagte: „Fast hätte ich mich zu kommen gescheut. Denn du kannst nicht glauben Aennchen, was deine Eltern dießmal Eines Sehens an meine Fenster herauf gesehen haben. Wenn sie nur nicht etwa Verdacht schöpfen! Und dann stand auch hier am Hause grade über der vorige Rektor, und hat mich gewis hereingehen sehen.

So etwas mußte zwar Aennchen etwas nach-

denkend machen. Doch bald sagte sie: ach, das ist Zufall gewesen, daß sie so an Deine Fenster gesehen haben. Und der alte Rektor, der nichts mehr zu thun hat, muß wohl hier und da stehen, weil er vor Langerweile nichts anzufangen weiß. Deinetwegen wird er nicht da gewesen seyn. Ich glaube auch schwerlich, daß er dich von da herüber mit seinen schwachen Auge erkannt hätte.

Das ein und dreißigste Kapitel.

Hierauf erzählte Aennchen, wie betrübt sie in den zwei Tagen gewesen wäre, doch war das alles nichts gegen die großen Hoffnungen, welche sie auf die nächste Woche baute. In der wäre der Mama Geburtstag, und für den habe sie ihr heimlich ein allerliebstes Tuch gekauft, und gestickt. Das Tuch nun, wisse sie gewis, würde die Mama völlig auf ihr Seite bringen. Wäre das denn einmal geschehen, so entdeckte sie ihr das ganze Geheimniß ihrer Liebe, und die Ewigkeit ihrer Liebe, und bäte sie, daß sie den Papa wieder auf Wilhelmen gut machen sollte. Und der Mama gelänge das zuverläßig, weil

kein Mensch den Papa so gut zu fassen wüßte, als die Mama. Denn mit einem oder ein Paar Lieblingsgerichten wäre dem guten Papa das ganze Herz aus dem Leibe zu stehlen. Blos seinen Naturmerkwürdigkeiten würde auf diesem Wege nicht beizukommen seyn, allein die ließe ihm auch ein jedwedes herzlich gerne.

Das zwei und dreisigste Kapitel.

„Was war das?“ fragte Wilhelm erschrocken, als jetzt die Hausthüre knarrte.

„Sey unbesorgt,“ sagte Aennchen, „es ist daneben.“

„Wenn sie nun aber wirklich kämen, wohin dann?“

„Possen, das wäre das erste Mal.“

„Es war aber auch das erste Mal, daß sie so an meine Fenster sahen, und daß der alte Rektor mir aufpaßte.“

„Aufpaßte! Ueber das furchtsame Wesen! Wenn ich's drauf ankommen lasse, konntest Du's, dächte ich, auch.“

„Es ist mir eben Deinetwegen!“

„Meinetwegen hast Du's nicht nöthig, uns um das ruhige Stündchen zu bringen.“

„Nicht böse, Aennchen!“

„Wer wäre denn böse?“

„Also nicht?“

„I, nein, gar nicht!“

Und Aennchen bekräftigte das mit einer so freundlichen Miene, daß Wilhelm ein wahres Hasenherz hätte haben müssen, wenn ihm nicht alle Furcht rein vergangen wäre.

Sie kam aber wieder, und nicht blos bei Wilhelm sondern bei Aennchen ebenfalls, als wirklich an der Saalthüre die Klingel stark gezogen wurde.

„Vielleicht jemand Fremdes!“ sprach Aennchen nach dem ersten Schreck und machte das Zimmer auf, worinnen sich des Papa's eigentliche Naturaliensammlung befand. „Nur indessen hier hinein, Wilhelm, und allenfalls dort hinter das große Einhorn!“

Zweites Buch.

Das erste Kapitel.

Wilhelm hatte kaum Platz genommen hinter dem vaterländischen Einhorne, als er auch schon inne wurde, daß es nicht richtig war. Dann wenn die Angekommenen fremde Leute gewesen wären, so würden sie dem hübschen Aennchen wenigstens einen guten Abend geboten haben. Doch sie gaben kein Wort von sich. Er hörte blos, daß sie die Sachen, welche ihnen in der Stube überflüßig wurden, als etwa Hut und Stock, und Laterne, stillschweigend aus den Händen legten.

Ein barsches: „Niemand dagewesen?“ verrieth ihm bald darauf die Stimme des Herrn Stadtrichters völlig, und Wilhelm kroch um eine ganze Viertelspanne weiter in den Winkel hinter das Einhorn.

„Nein!“ hörte er Aennchen ganz leise sagen.

„Warum entfärbtest Du Dich dann so?“ erwiederte die Mama. „Alles gestanden oder — Denn wir erfahren's doch, und dann soll Dir's übel ergehen.“

„Ja,“ fiel der Papa ein, „darauf kann sich die Mamsell verlassen!“

Das zweite Kapitel.

Hier trat eine Pause ein, dann sagte der Herr Stadtrichter: „Komm einmal mit mir, mein Schatz.“

Und er und sein Schatz schienen der Thüre nach dem Naturalienkabinette sich immer mehr zu nähern, dann sagte er: „Daß sich die Mamsell nicht untersteht uns zu behorchen!“

Dazu nun machte er wirklich die Thüre auf, und trat mit der Mama in das Naturalienkabinet, und riegelte dann gleich hinter sich zu. Es war noch ein Glück, daß sie sich hier nicht umsahen, denn so groß war das Einhorn doch nicht, daß sie Wilhelmen dahinter nicht hätten gewahr werden sollen.

„Dort

„Dort hinein! „winkte der Papa der Mama zu, „in die Kammer. Damit zwei Thüren zwischen uns sind und ihrem leisen Gehör."

Das Einhorn aber stand nicht weit von der Kammerthür. Daher hörte denn Wilhelm sogleich, daß sein Argwohn auf den alten Rektor gar nicht ungegründet gewesen war, daß dieser vielmehr wirklich den Papa schon zuvor auf Aennchens Streiche aufmerksam gemacht hatte, und dasmal sogleich wie Wilhelm an Ort und Stelle gewesen war, in die Abendgesellschaft gelaufen seyn mochte, um Papa und Mama von dem heimlichen Gaste zu benachrichtigen.

„Wer weiß indessen" hörte Wilhelm den Papa deutlich sagen, „der alte Rektor ist halbblind. Wer weiß was er gesehen hat!"

„Recht hat er gesehen, behaupte ich!" versezte die Mama. „Ihre niedergeschlagenen Augen, und ihre Stimme verriethen das."

Das dritte Kapitel.

Während nun Papa und Mama überlegten, wie sie Aennchen zum Geständnisse bringen woll-

ten, meinte Wilhelm die schönste Gelegenheit zum Fortkommen gefunden zu haben. Daß er noch da wäre, hörte er wohl, glaubte weder der Papa noch die Mama. Beide argwöhnten höchstens, daß er wohl da gewesen seyn möchte. Den sonderbaren Umstand, daß der Riegel welchen der Papa vorgeschoben hatte, nach seinem hinaus schlüpfen, offen bleiben mußte, meinte er, würde Aennchen schon wegdemonstriren können, sobald er nur einmal aus dem Hause hinaus wäre. Selbst Aennchens nein, würde vorhin gewis nicht so zaghaft ausgefallen seyn, wenn sie den Winkel hinter dem Einhorne leer gewußt hätte, oder wenn er ihr nur nicht gar zu nahe gewesen wäre. Denn so fest auch wieder, seit dem lezten Morgen auf dem Walle, Wilhelms Vertrauen in Aennchen stand, so hatte er doch immer noch den gefährlichen, und für einen Verliebten höchstbeschwerlichen Glauben, daß die Kunst, kleine Nothlügen zu machen, mit zu angebornen Eigenschaften der Frauenzimmer gehöre, und daß die Wahrheit selber, weil sie doch ebenfalls ein Frauenzimmer wäre, wenn sie einmal in einen verwickelten Fall geriethe, gar nicht anstehen

würde, sich durch eine kleine Nothlüge herauszuhelfen.

Das vierte Kapitel.

Das Bedenklichste bei Wilhelms Flucht aus dem Naturalienkabinette war die Finsternis darin, und die Menge der herumstehenden Seltenheiten, und daß durch ein Geräusch alles verdorben werden konnte.

Wagen gewinnt! dachte er, und hatte auch wirklich das halbe Zimmer schon glücklich zurückgelegt, als sich die Sache wendete; und er an ein hohes Postament so stark stieß, daß er davon ab, und an ein andres taumelte.

Und um sich zu erhalten griff er zu, erwischte aber unglücklicher Weise nichts, als einen kleinen ausgestopften, mürben Vogel und fiel damit, und zerquetschte ihn im Fallen.

Das fünfte Kapitel.

„Was giebt's hier?" donnerte der Herr Stadtrichter, welcher mit dem Lichte aus der Kammer trat.

Da raste sich Wilhelm auf, und wollte reden. Allein der Stadtrichter entdeckte, daß der weisse Sperling die schönste Zierde seines Kabinets zu Grunde gerichtet war, und sagte: „Den Augenblick aus meinem Hause, und keinen Tritt wieder herein, oder ich lasse den Gerichtsdiener kommen." Dabey riegelte er die Thür auf, nahm Wilhelmen beim Arme, und schleuderte ihn hinaus.

Darüber wurde denn der junge Mann freilich ebenfalls aufgebracht, und wollte zurück. Aber Aennchen, die bisher alles wie die Bildsäule der Niobe stumm mit angehört hatte, faßte ihn bey der Hand, und bat um Gottes willen, daß er nur gehen möchte.

Das sechste Kapitel.

So rührend nun auch dem erbleichten Aennchen die thränenvollen Augen ließen, und so schmeichlerisch sie von Zeit zu Zeit die Hand der Mama ergriff, die Mama sprach doch immer nur. „Aus meinen Augen, Du ehrvergessenes Kind!" oder etwas Aehnliches. Auch durfte

sich Aennchen nicht, wie sonst manchmal, wenn der Papa etwas im Kopfe hatte, hinter die Mama verkriechen, sondern sie mußte alle Angriffe aushalten. Und wer den Papa kannte, der wird mir zugeben, daß das keine Kleinigkeit war. Denn er ging in seinem Zorne gewöhnlich voller Hast auf und nieder, und verfolgte Aennchen mit der Nachtmütze, oder, wenn er noch nicht im Neglige war, wohl gar mit der flachen Hand.

Glücklicherweise fesselte ihn dasmal der Schmerz zu sehr an den gänzlich zermalmten weißen Sperling, und Aennchen konnte sich noch vor den Ausbrüchen seines Zorns in ihre Kammer schleichen.

Das siebente Kapitel.

Ein wahres Glück, daß sie sich aus dem Staube gemacht hatte. Denn kaum war sie hinaus, so ging der Lärm los, und der Papa sagte zur Mama: „Das ist deine schöne Erziehung. Da wird dem Töchterchen aller Wille gelassen! Mit solchen Bösewichtern Verbindung zu haben. Denn

daß der Stahl ein ausgemachter Bösewicht ist, wirst du doch nicht läugnen wollen?

„Zu einem Bösewichte gehört wohl mehr!“ sprach die Mama, welche nach gerade das arme Aennchen, das vor lauter Angst hungrig zu Bette gegangen war, zu dauern anfing.

„So, noch mehr? Das wäre also keine Bosheit, daß er mich um den weißen Sperling gebracht hat, grade um den? Es steht noch manches Thier herum, das ich hätte missen können, warum fiel er denn nicht auf ein andres? So rede doch, rede!“

„Zu so unvernünftigen Sachen ist auch noch zu reden! War's denn nicht finster, und wußte er denn, wohin er fiel?“

„Finster, finster! Ein Mensch der vernünftig seyn will, muß auch im Finstern Vernunft haben und wissen, daß Kinder allenfalls fallen dürfen, aber nicht große Leute. Gehe ich denn nicht zehnmal des Abends im Stockfinstern durch's Kabinet, und hast du mich wohl schon fallen hören?“ „Wirst Du dich aber in einem fremden Hause auch so zurecht finden, zumal wenn so viel Kram wie hier darinne herumstehen sollte.“

Das achte Kapitel.

In diesem Augenblicke schien es wirklich, als ob der Papa ein wenig zur Ueberlegung kommen wollte, denn er schwieg eine Weile. Doch ließ er's bei dem bloßen Anscheine bewenden, und fuhr bald fort: „Schnick schnack! Ich erinnre mich noch recht gut an das boshafte Lachen des schlechten Menschen, als ich ihm neulich das Kabinet zeigte. Und begreifst Du denn nicht, daß er die ganze Sache gar nicht aus eigner Bewegung gethan hat? Sammlungen, wie ich eine habe, die müssen weit und breit bekannt werden, das liegt in der Natur der Sache. Neidisch sind die Sammler von jeher auf einander gewesen, und da hat einer der von meinem weißen Sperlinge Nachricht erhalten, den Menschen beschwazt, wahrscheinlich gut bezahlt, um mir die Seltenheit zu verderben. Dergleichen fällt nicht zum erstenmale vor. Schändlich aber bleibt es, sich zu solchen Dingen brauchen zu lassen, und ich hätte kaum geglaubt, daß ein hier gebornes und erzogenes Kind rechtschaffener Eltern dergleichen Niederträchtigkeit begehen könnte. Pfui, und wieder pfui, und noch einmal pfui! Das

Das Herz meiner Tochter zu beschleichen, blos um mich des schönen, weißen Sperlings zu berauben!"

Umsonst suchte die Frau Stadtrichterin etwas dagegen vorzubringen, denn der Papa hörte nicht, und sah nicht mehr. Er redete blos. Und die Nacht über, von der sie einige Besserung erwartete, hatte er sich nur noch fester in die Ruchlosigkeit des jungen Stahl hineingeträumt, wie sie am Morgen drauf bald gewahr wurde.

Das neunte Kapitel.

Als nun der Papa nach dem Caffe doch ein wenig sanfter geworden war, und den zerdrückten Vogel, der neben ihm auf dem Tische lag, mit stiller Wehmuth betrachtete, da griff die Mama auch danach, um seinen Schmerz durch einigen Antheil etwas zu lindern. Sie glaubte aber Wunder, was für eine Entdeckung sie gemacht hätte, als sie ihre weißgewordene Hand ansah, und sie zeigte sie dem Papa, und rief voller Freuden. „Da sieh einmal! Und ich habe ihn nur ein ganz klein wenig angegriffen."

„Nun, weiter!“

„Weiter will ich nichts sagen, als daß man dem Vogel das Weiß angemahlt hat, und daß Du damit betrogen gewesen bist.“

„Angemahlt! Da hast Du den rechten Glauben, das ist wahr! Zeige mir einmal einen weißen Sperling, der anders ist!“

Und weil sie das nicht im Stande war, so fuhr er fort. „Dann rede auch nicht solche ungeschickte Dinge. Woher weißt du denn, daß die weißen Sperlinge nicht abfärben? Das kann ja grade in ihrer Natur liegen. Nimm nur die Schmetterlinge, die färben alle ab, wolltest Du aber darum etwa behaupten, daß sie gemahlt wären? O es giebt noch manches Geheimniß in der Schöpfung, das erst durch uns Naturforscher bekannt werden muß. Manchmal entdeckt sich auch etwas ganz zufällig. So bringt mich gleich deine an sich unnütze Bemerkung auf eine recht sehr nützliche Idee.

Das zehnte Kapitel.

Ohne sich deshalb näher zu erklären, setzte sich der Herr Stadtrichter, den die Hitze von

seinem Stuhl gerissen hatte, wieder in aller Stille, nahm die Reste des verehrten Vogels zur Hand, und schabte den obern Theil der sehr mürbe gewordenen Federn sorgfältig ab. Und wie er damit fertig war, holte er ein leeres Arzneigläschen herbei, schüttete das Abgeschabte hinein, und ließ dann ein Licht und Siegellak und Petschaft bringen, und versiegelte das Gläschen sorgfältig. Darauf riß er den Zettel davon ab, und ging mit dem Gläschen ins Kabinet, und setzte es auf denselben Platz, wo sonst der weiße Sperling gestanden hatte. Und die Ideen flogen dem Herrn Stadtrichter dasmal nur so zu, denn selbst der abgerissene Zettel brachte ihn wieder auf eine Idee. Es hatten nämlich die Worte: ächte und aufrichtige Wunderessenz, darauf gestanden, die er mit einer kleinen Abänderung glaubte beybehalten zu können. Damit aber der neue Zettel einem jeden Eintretenden gleich in's Auge fiele, machte er ihn sehr groß, und befestigte ihn an das Postament. Und mit den größten Buchstaben war darauf geschrieben: Aechtes und aufrichtiges Sperlingsweiß.

Das eilfte Kapitele.

„Nun da hast Du's!" sprach die Mama, als ein Brief von Wilhelmen eingelaufen war, in dem er sich erbot, den gemachten Schaden zu vergüten, möchte der Herr Stadtrichter ihn auch noch so hoch schätzen.

„Was habe ich denn?" fragte der Papa. „Vergüten! da sieht man den Kaufmann! Mit Geld denken sie, kann man alles! Daß ich nicht Geld nähme von dem Burschen!"

„Wenigstens sagt Dir doch der Ton des Briefes, und überhaupt alles darin, daß er's durchaus nicht aus Bosheit gethan hat!"

„Wie so? Kann er's nicht etwa thun, um sich in mein Haus einzuschleichen, und mich bey der Gelegenheit um meine merkwürdigen Stücke zu bringen?"

In diesem Tone redete der Papa noch eine Weile fort, und die Mama sagte kein Wort mehr dagegen, weil sie wohl sah, daß ihm sein verkehrtes Wesen dasmal nicht aus dem Kopfe zu bringen war.

Das zwölfte Kapitel.

Es mußte aber die Mama wohl ärgern, daß sie gar nicht ein bischen durchdringen konnte, und daß ihr liebliches Aennchen anfing, wie ein Röschen auszusehen, das der Mangel an Sonnenschein um die frische Farbe bringt. Und wie die Mädchen sind, Aennchen wurde der Mama ihr Mitleiden bald gewahr. Und wie die Mädchen auch sind, Aennchen that im geringsten nicht, als ob sie's gewahr würde. Sie schliech blos, nach wie vor, recht leblos in der Stube hin und her, und das selbst zu Zeiten, wo sie's vielleicht weniger nöthig gehabt hätte. Früh wenigstens, nach neun Uhr, wollte ich drauf schwören, wäre sie nicht so von Herzensgrunde leblos gewesen. Denn um diese Zeit spazierte ihr Wilhelm, wie sonst, vorbei. Und wenn auch nicht wie sonst seine großen, lebendigen Augen zu ihr herauf glänzten, so konnte sie doch schon aus dem einzigen halben Blicke, der sich durch seine Wimpern von der Seite zu ihr heraufstahl, ein hübsches bischen Leben schöpfen. Demohngeachtet hatte sie drei

Tage lang, früh nach neun Uhr, allemal eben so leblos gethan, wie jetzt immer.

Das dreizehnte Kapitel.

„Fehlt Dir etwas, Aennchen?“ fragte die Mama endlich am vierten Tage, als beide allein waren, und drückte dem Mädchen die Hand.

„Nein, Mama!“ antwortete Aennchen, und drückte ihr ebenfalls die Hand.

„Aennchen!“ sprach die Mama mit Kopfschütteln.

Und darauf schlang Aennchen ihre Arme um sie, und lehnte sich an ihre Brust. Nun aber war des Mädchens ganze Verstellung und Sprachlosigkeit hinweg. Denn, wenn sie auch keine Worte hatte, so hatte sie doch Thränen. Die Mutter hatte einst vor ihrer Verheiratung auch an einer Liebe gelitten, welche auf kein Glück hoffen durfte, und fühlte jetzt den alten Schmerz in dem Schmerze der Tochter wieder neu werden. Und Aennchens brennende Thränen sprachen zu ihr: „Nimm Dich Deines Kindes an, gute Mutter. Du kennst auch solche Thränen,

wie wir sind, denn Du hast selber vormals welche geweint."

Wie nun die Mutter hierauf ihr Kind recht an sich drücken mußte, da war es, als ob sich das ganze Innere des Mädchens in Thränen auflösen wollte. Denn je mehr die Mutter sie preßte, desto gewaltsamer drang der heiße Strom aus Aennchens Augen heraus.

„So beruhige Dich nur, mein Kind," sagte die Mama, „es kann noch alles gut werden.

Das vierzehnte Kapitel.

Und so weiter! werde ich hier hinzufügen, weil das Gespräch in dem Tone noch lange lange fortging, und sie dadurch doch gar nicht vom Flecke kamen. Denn sobald die Mama ihrem Aennchen zu Liebe mit einem ganz kleinen Hofnungslichtchen hin und herfuhr, so wollte Aennchen auch gleich die irrende Flamme festhalten, und sie zu einer ordentlichen großen Fackel anblasen. Doch weil die Mama das gute Kind nur ein wenig trösten, und nicht betrügen wollte, so mußte sie das ganze Irrlichtchen

immer selber wieder auslöschen. Am Ende kam nichts weiter heraus, als daß die gute Mama dem Mädchen ihr Wort gab, alles zu thun, was an ihr läge, um den Papa zu gewinnen. Aber freilich — — sezte sie hinzu und zuckte die Achseln.

Das funfzehnte Kapitel.

Die Mama hatte auch vollkommen recht mit ihrem Achselzucken. Zwar versetzte sie den Papa jetzt ordentlich in ein Paradies, wie er, seines Orts, sich's nur wünschen konnte. Sie sah allezeit selbst danach, ob sein Bette gut gemacht wäre, und bei seinem Aufstehen erwartete ihn der Kaffee jetzt immer, eine Glückseligkeit, die er sonst fast niemals hätte erlangen können. Die Pfeife lag gestopft daneben und der Wachsstock brannte ebenfalls schon. Hauptsächlich studirte die Frau Stadtrichterin halbe Nächte auf Lieblinsschüsseln für ihn, so daß der gute Mann in Entzücken hätte schwimmen können, wenn der vertrackte, weiße Sperling nicht gewesen wäre. Der aber unterbrach seine schönste

Glückseligkeit. Wenn er mitten im besten Essen war, sezte sich der Geist dieses Thiers auf den Schlüsselrand und vergiftete ihm alles; so daß er flugs in die Höhe fuhr, und von nichts, als von Bösewichtern redete, und dazu auf das arme Aennchen recht bedeutende Seitenblicke warf.

Selbst Mama's Geburtstag, an dem sie immer dem Papa ein Wörtchen mehr als sonst sagen durfte, änderte nichts in der Sache, und so sehr auch das schöne Tuch von Aennchen dem Mädchen aufs neue das Wort bei ihr redete, so wagte Mama doch auch heute nicht ihr zur Vergeltung beim Papa das Wort zu reden.

Das sechszehnte Kapitel.

Dem armen Wilhelm hatte die verdrüßliche Geschichte ebenfalls kaum das liebe Leben gelassen, und das wurde alle Tage früh um neun auf einen neuen Tag und eine neue Nacht kümmerlich gefristet. Der Schlaf fehlte ihm auch beinahe ganz und gar. Denn am Tage hatte er zu viel Arbeit und bei Nacht hatte er zu viel Gedanken, und es dauerte allemal viel Stunden

ehe

ehe er die verwünschten Gedanken zur Ruhe brachte. Wie es ihm nun eben einmal bei Tagesanbruch damit gelungen und er eingeschlummert war, siehe da pochte es ein Paar Mal an sein Fenster. Sein Schlummer aber war so leise, so leise, daß er davon wieder aufwachte.

„Verdammter Vogel!" rief Wilhelm, wie er sich die Augen ausgewischt hatte, und sahe, daß es ein Sperling war, der zu dem offenen Stubenfenster hereingeflogen seyn mußte, und jetzt aus den Kammerfenstern gerne hinauswollte. „Du sollst es büßen!" Dazu sprang Wilhelm aus dem Bette und erhaschte den Vogel.

Das siebzehnte Kapitel.

Daß der Gefangene bestraft werden müßte, darüber war Wilhelm mit sich einig, denn erstens war er ein Sperling, und gehörte also zu dem Geschlechte, das sein ganzes Unglück verursacht hatte, und dann hatte er ihn ja auch um das letzte arme bischen Schlaf gebracht. Nur die Art der Bestrafung war Wilhelm immer nicht exemplarisch genug. Denn wenn er

nun auch den Kopf des Verbrechers vor seinem Fenster aussteckte, so spiegelte sich doch nur die geringe Anzahl von Sperlingen daran, welche grade seine Fenster besuchte. Das mochte aber dem beleidigten Wilhelm nicht genug seyn. Daher ergriff er die Schere und ein Stück rothes Papier, welches zufällig daneben lag, und schnitt aus dem Papiere einen Kragen für den Sperling, und machte ihn dem Vogel um den Hals. Darauf ließ er ihn zum Fenster hinaus, und der Sperling flog fort, um die Schmach seiner Gefangenschaft überall mit herum zu tragen.

Das achtzehnte Kapitel.

„Das fehlte noch! dachte Wilhelm, als er Schlag neun Uhr bei Stadtrichters vorbei ging, und Aennchen nicht am Fenster saß. Entweder ist mein Vorbeigehen herausgekommen; oder sie ist krank, oder —“

Es ging aber so zu. Der Papa trat ein Paar Minuten vor neun Uhr mit den Pantoffeln in der linken und dem Blaserohre in der rechten Hand, ganz leise in die Stube herein, und winkte der

Mama und Aennchen, daß sie mit ihm kommen möchten. Da wollte denn Aennchen, welche schon am Fenster saß und strickte, etwas einwenden, und sagte, daß sie nur erst eine kleine Unordnung, die sich eben in ihrem Strumpfe eingeschlichen hätte, wieder gut machen müßte, dann aber gleich nachfolgen würde.

Darauf zog sich jedoch die Stirne des Papa's dermassen in Falten, daß die Mama, welche froh war, daß er wieder einmal Rücksicht auf Aennchens Gegenwart nahm, das Mädchen beym Arme faßte, und ihm nachführte und ausrief: „Ach Possen, ein Paar Maschen wieder aufnehmen, kannst du hernach auch, die werden Dir wahrhaftig nicht davon laufen!“

Das neunzehnte Kapitel.

„St! sprach jetzt der Papa, und wies auf seine Pantoffeln in der Hand, und dann auf die Schuhe an den Füßen der beiden Frauenzimmer. Und gleich zogen die Mama und Aennchen beide ihre Schuhe ebenfalls aus, und gingen mit dem Papa auf den Gang, von dem sie nirgens weiter

hin, als in den Hof und auf das Dach sehen konnten.

Hier blieb nun der Papa stehen, und sagte kein Wort. Und wie die Mama den Mund aufthat, um ihn zu fragen, was sie nun anfangen sollten, sagte er wieder: st! und zeigte dazu auf das Dach hinauf. Wie es nun schon neune geschlagen hatte, und noch immer nichts weiter wurde, als das, so wollte Aennchen, welche aus dem Stubenfenster ganz andre Dinge sehen konnte, als auf dem elenden Dache, grade wie vor kurzem die Mama, ebenfalls den Mund aufthun, ja sie setzte sogar schon unwillkührlich den Fuß wieder zurück. Allein der Papa sagte noch einmal: st! und zeigte mit einer so ungehaltenen Miene auf den Gang, wo sie stehen bleiben, und auf das Dach, wohin sie sehen sollte, daß ihr die hellen Thränen in das schöne Auge traten.

Das zwanzigste Kapitel.

Und wie sie fast eine ganze Viertelstunde so dagestanden, und der Papa immer Eines Se-

hens das Dach angesehen hatte, da konnte die Mama nicht länger an sich halten. „Nein," sagte sie, „nun geht mir die Geduld aus, und ich will wissen, was es dort auf dem alten Dache giebt, und warum ich hierstehen, und meine Zeit versäumen soll? Ja, auch für Dich wird's Zeit zum Anziehen. Du hast es wohl gar nicht gehört, daß neun Uhr schon lange vorbei ist?"

„Schon neun Uhr?" rief der Herr Stadtrichter, und zog die Pantoffeln wieder an, und legte das Blaserohr bei Seite und ging hinein.

„Man wird aber doch auch die Ursache des seltsamen Abentheuers erfahren?" sagte die Mama, als sie wieder in der Stube waren, mit Unwillen. „Aus dem Blaserohr zu schließen, so war wohl eine Dohle oder ein Sperling der interessante Gegenstand, den Du auf dem Dache erlauren wolltest?"

„Ein Sperling vielleicht!" antwortete der Papa. „Aber was für einer!" sezte er hinzu, nachdem er sich überall umgesehen und die Mama und Aennchen in den Winkel geführt hatte, welcher am weitesten von der Thür entfernt war.

Das ein und zwanzigste Kapitel.

Doch auch hier kämpfte er mit sich selber, ehe er etwas herausbrachte, so daß die Mama sich schon losmachen, und an ihre Arbeit gehen wollte. Da fing er denn endlich an: „Ja, sagen wollte ich's euch wohl, aber ihr müßt mir heilig versprechen, daß kein Laut davon über eure Zunge geht."

Statt dieses Versprechens indessen machte die aufgebrachte Mama eine sehr finstre Miene, und wollte mit Gewalt davon. Da sagte denn der Herr Stadtrichter ganz leise: „Schon dreimal hat sich diesen Morgen ein Vogel auf dem Dache sehen lassen, so wunder schön, wie mir in meinem Leben keiner vorgekommen ist. Die Größe eines Sperlings mochte er ungefähr haben, ja auch die Farbe. Aber um den Hals ging ihm ein Kragen, von hellglänzenden, blutrothen Federn."

„Ach," sagte die Mama, „du denkst auch niemals daran, wie oft Dich schon Deine schwachen Augen betrogen haben. Es wird wohl über ein Rothkehlchen oder einen Stiegliz nicht viel gewesen seyn!"

„Unüberlegtes Reden! Und zwar in Gegenwart Deiner Tochter, der Du in guten Beispielen vorangehen solltest!“

Als nun der Papa böse zu werden anfing, wurde die Mama wieder freundlich und sagte: „Nun, nun, nur nicht gleich so mürrisch, mein Schatz. Man wird doch auch ein Wort sprechen dürfen.“

Dazu suchte die Mama alles mögliche hervor, ihn wieder auf bessre Gedanken zu bringen. „Eine rothe Halskrause hatte der Vogel also?“ fragte sie verwundert.

„St, st!“ rief der Herr Stadtrichter, „die Fenster stehen offen, und du kannst so schreien! Wenn nun die Leute von ihm hören, und mir ihn wegfangen!“

Das zwei und zwanzigste Kapitel.

„Ja, wenn ich nur den Vogel schon auf einem Postamente stehen hätte!“ fuhr der Herr Stadtrichter fort. Und ich hätte ihn, wenn das verhenkerte Blaserohr bei der Hand gewesen wäre. Dreimal, wie gesagt, hat er schon auf

dem Dache gesessen, und alle dreimal habe ich vergebens nach dem Blaserohr gesucht. Endlich da ich's finde, und euch zu Zeugen von meiner Freude machen will, kommt er nicht wieder. Ich muß doch gleich noch einmal nachsehen. Ihr aber bleibt hier. Denn es ist immer möglich, daß ihr zuviel Geräusch gemacht habt. Wenn ich ihn werde heruntergeschossen haben, sollt ihr ihn schon sehen."

Allein sie kriegten ihn nicht zu sehen, denn der Vogel blieb aus. Und der Herr Stadtrichter versäumte darüber den Spaziergang auf den Wall, und hätte wahrscheinlich das Rathhaus ebenfalls versäumt, wenn nicht einigemal nach ihm geschickt worden wäre.

„Daß sich aber niemand untersteht, auf dem Gange herumzuspazieren!" sprach der Papa, nachdem er Futter auf's Dach gestreut hatte. Denn wer mir den Vogel verscheut, der hat es mit mir zu thun!"

Das drei und zwanzigste Kapitel.

„Sage mir nur Aennchen, was Dir ist?" fragte die Mama, als der Herr Stadtrichter

aufs Rathhaus gegangen war, und das Mädchen ihr ganz ermattetes Köpfchen in die flache Hand fallen ließ.

„Ach, nichts!“

„Kein Zutrauen, Aennchen? Wenn ich nun schon alles wüßte? Du hast vorhin jemanden am Fenster erwarten wollen. Anders wenigstens kann ich mir Deine Weigerung mit dem Vater auf den Gang zu gehen, und, als wir zurückgekommen, und er wieder hinaus war, dein Aufreißen des Fensters und Dein Hinausfahren, und die Bestürzung, als Du niemanden sahest, nicht erklären!“

„Gesetzt, es wäre so, beste Mutter,“ sprach Aennchen und ergriff ihre Hand, „ist denn meine Lage so neidens werth, daß ich auf diese Kleinigkeit mit Gleichmuth Verzicht thun sollte.“

Das rührte denn die Mama außerordentlich.

„Er geht also allemal um diese Zeit vorbei?“ fragte sie, und ihr theilnehmender Ton überredete Aennchen nicht nur, alles zu gestehen, sondern auch die Bitte zu wagen, daß die Mama ihr ein Paar kleine Zeilen an Wilhelmen

erlauben möchte, damit er nur nicht etwa gar glaubt, die Schuld hätte an ihr gelegen.

Um aber jetzt zu erklären, warum Aennchen nicht längst in heimliche Correspondenz mit ihrem Liebhaber getreten war, und den guten Willen der Mama erst deßhalb in Unkosten setzen wollte, muß ich hier nachholen, daß an dem Tage, wie der weiße Sperling zu Grunde ging, sämmtliches Hausgesinde fortgeschickt worden, und daß mit den neuen Leuten durchaus nichts anzufangen seyn mochte.

Das vier und zwanzigste Kapitel.

Die Mama hatte freilich tausend Einwendungen gegen den Brief. Doch Aennchen ließ nicht nach mit Bitten, auch fügte sie bey den beweglichsten Stellen eine allerliebste kleine Thräne dazu. Und so gut auch die Mama's wissen sollen, daß es die liebe Natur den Mädchenaugen nicht sonderlich schwer gemacht hat, eine kleine Thräne zu erschwingen, so haben es ihnen doch die Thränen ihrer Töchterchen ordentlich gethan. Und wenn sie grade den garstigen Vorsatz gefaßt haben, den Töch-

terchen nichts zu Gefallen zu thun, so müssen sie allemal ihre Gesichter abwenden, so bald sie etwas Perlenartiges an den Wimpern dieser zarten Geschöpfchen zittern sehen. Die Frau Stadtrichterin gab daher endlich ihre Einwilligung und sogleich setzte sich das Mädchen hin und schrieb. Es war übrigens nicht zu verwundern, daß aus den Paar kleinen Zeilen, welche sie hatte schreiben wollen, ein Paar große Seiten wurden. Denn sie mußte doch die ganze Geschichte vom Sperling mit dem rothen Halskragen, und ihr Sträuben, um neun Uhr auf den Gang zu gehen, mit allen Umständen erzählen, damit Wilhelm recht vollkommen überzeugt wurde, daß sie alles mögliche gethan hätte, um zu der gehörigen Zeit am Fenster zu seyn.

Das fünf und zwanzigste Kapitel.

Als sie nun nach langem Warten den Bedienten zurückkommen sah, den sie mit dem Briefe fortgeschickt hatte, so lief sie ihm bis auf die halbe Treppe entgegen.

„Er bleibt erschrecklich lange, Johann," redete sie ihn an. „Fand er ihn allein."

„Nein, es war noch ein Herr bei ihm."

Und Aennchen ärgerte sich ausserordentlich, daß ihr Wilhelm just zu der Zeit, da sie ihm einen Brief schickte, einen Herrn bei sich haben konnte. Daß Wilhelm nichts von dem Briefe zuvor gewußt hatte, fiel ihr itzt gar nicht ein.

„Er wird doch etwas gesagt haben, Johann!"

„Kein Sterbenswörtchen."

„Auch den Brief nicht gelesen?"

„Das hat er freilich gethan."

„Und nichts darauf gesagt?"

„I, mein Gott, ich würde es ja nicht läugnen!"

„Keine Antwort hätte Er darauf erhalten?"

„Die Antwort wird doch wohl in dem Briefe stehen, den mir der Herr mitgegeben hat."

„Einen Brief, Pinsel, und den behält er so lange bey sich?

„Du lieber Himmel, Sie sehen ja, daß ich in der einen Hand die Weinflasche, und in der andern das Brod habe. Wie kann ich denn so in

die Tasche? Oben sollen sie den Brief gleich haben."

Doch Aennchen drang darauf, daß er auf der Stelle etwas aus der Hand legen, und ihr den Brief geben mußte.

Das sechs und zwanzigste Kapitel.

Hier aber bin ich schon wieder genöthigt, eine kleine Bemerkung vorauszuschicken. Die Mama hatte sich nämlich ausbedungen, Aennchens Brief vor dem Abschicken zu lesen, und Aennchen hatte daher nicht nur selber die Vertraulichkeit des Ton's etwas moderiren, sondern auch dem Wilhelm in seiner Antwort, dadurch daß sie ihm die Nachricht gab, die Mama würde sie ebenfalls zu Gesichte bekommen, darauf hindeuten müssen, daß sie eine ähnliche Moderation von seiner Seite erwarte.

„Ach, beste Mutter! „rief Aennchen, und zugleich drang plötzlich zwischen den Lilien, die seit kurzem allein auf ihrem Gesichte geherrscht hatten, eine purpurne Rose hervor. „Ach beste Mutter, wenn Sie nicht dawider wären, und es ge-

länge! O, wenn das gelänge! Doch lesen Sie selbst, und entscheiden Sie dann. Nur vergessen Sie nicht, daß an Ihrer Entscheidung mein Leben hängt oder mein Tod."

Und die Mama nahm den Brief in die Hand, und las:

„Vor allen Dingen, meine theureste Freun„din, sagen Sie Ihrer vortrefflichen Mutter, „daß mein Herz sie für diesen frohen Augenblick „ewig segnen werde. Seit dem unglücklichen Vor„falle in Ihrem Hause, bin ich kaum zur Besin„nung gekommen, und der Hoffnungslose glaubte „vor wenigen Stunden auch den letzten Schim„mer eingebüßt zu haben." Und so weiter.

Das sieben und zwanzigste Kapitel.

Hier könnte ich den lieben Leserinnen weiß machen, daß mir der Brief von unvorsichtigen Kindern oder Dienstboten zerrissen worden, und blos dieser Anfang übrig geblieben wäre. Ich sage aber geradezu, daß der Brief und die ganze Erzählung darinnen aus lauter Wehklagen zusammengesetzt ist, und daß ich, als ein abgesagter

Feind von allen Wehklagen, die Sache davon zu reinigen, und nach meiner Weise vorzutragen denke.

Wilhelm gerieth wirklich ganz ausser sich vor Freude über Aennchens Brief, und küßte nicht nur diesen, sondern auch den fremden Herrn, der grade bey ihm saß, und dem Wilhelm ohnehin seine ganze Leidensgeschichte so eben erzählt hatte. Und er küßte ihn so heftig, daß der Fremde leicht schliessen konnte, von welchen niedlichen Händen die lieben Krackelfüßchen herrühren mochten, welche einen so gewaltigen Eindruck auf den armen Verliebten machten.

Der Fremde war übrigens kein Fremder, sondern Wilhelms leiblicher Bruder, der drei und ein halbes Jahr auf der Akademie gewesen, und um seinen Bruder Wilhelm recht zu überraschen, plötzlich, und zwar, eben wie Wilhelm trostlos in die Stube trat, zurückgekommen war.

Wie ihm der Verliebte den Brief zu lesen gegeben hatte, da machte ihm der Neuangekommene große Hoffnung, sein gutes Vernehmen mit dem Stadtrichter wieder vollkommen herzu-

stellen. Diese Hoffnung aber gründete folgender Umstand.

Bruder Karl war in gewisser Rücksicht wirklich ein seltner Mensch, und auch keiner. Er behandelte nämlich auf der Akademie die Rechtswissenschaft nur als einen Nothnagel, und gab sich hauptsächlich mit Künsteleien ab, welche durchaus nicht mit ihr zusammen hingen. Sein größtes Vergnügen bestand in schönen Kanarienvögeln. Er verstand ihrer Schönheit auch so gut mit Farben nachzuhelfen, daß kein Mensch das Gefärbte daran inne wurde, wenn er nicht etwa, wie Madam Langermann vor ihrer Verheirathung, die feuchten Lippen an seine Vögel hielt. Ich muß hier nämlich zugleich anmerken, daß Bruder Karl sich in der Folge nach Dresden gewendet hat, und daß er derselbe gute Freund war, der mich, kurz vor der Bekanntschaft mit meiner nachherigen Frau, in große Verlegenheit durch den angemahlten Kanarienvogel brachte, weshalb ich jedermann, der noch nichts davon weiß, in dem Manne auf Freiersfüssen nachzuschlagen anrathe.

Das

Das acht und zwanzigste Kapitel.

Noch einmal so gut aber als mit lebendigen Vögeln verstand Bruder Karl mit ausgestopften umzugehen, weil manche von den beizenden Farben, welche den lebendigen Thierchen nachtheilig waren, den ausgestopften nicht mehr schaden konnten. Daher sagte er leise zu seinem Bruder: „Ein Wort ein Mann, ich schaffe Dir einen weißen Sperling, und einen mit rothem Kragen. Das übrige ist dann Deine Sache. Ein Paar Sperlinge sind bald gefangen, und ein Roth verstehe ich Dir den Federn zu geben, ein blendendes Roth."

Jetzt erst fiel Wilhelmen der Sperling ein, dem er selber den rothen Zierrath angethan hatte, und er mußte seit langer Zeit zum erstenmale wieder lachen. Er theilte die Sache sogleich seinem Bruder mit, und weil doch nicht zu vermuthen war, daß in einer so kleinen Stadt, wie Emmerling, an Einem Tage ein so außerordentliches Ereigniß, als das Eintreffen eines Sperlings mit rothem Kragen sich zweimal zugetragen haben sollte, so schlossen beide, daß der Sperling, der diesen Morgen in Wilhelms Stube

gefangen wurde, und der Sperling auf des kurzsichtigen Herrn Stadtrichters Dache, einer und derselbe gewesen seyn möchte.

Während Bruder Karl etwas Tiefgelehrtes vom Schicksale vorbrachte, das seinen Bruder in Sperlingsgestalt zu verfolgen schiene, setzte sich Wilhelm hin und schrieb den weinerlichen Brief, mit dem ich nichts zu thun haben mochte. In dem Briefe entdeckte der aufrichtige Mensch sowohl die geheime Geschichte des Sperlings mit dem rothen Kragen, als Bruder Karls Geschicklichkeit.

Und die Anwendung dieser Geschicklichkeit war es eben, worüber Aennchen in die Worte ausbrach: „Ach beste Mutter, wenn Sie nicht dawider wären!“

Daß nun die Mama wohl dawider seyn mußte, und vorstellte, wie dergleichen ja offenbarer Betrug wäre, und sie ihren Willen dazu niemals geben würde, das war ganz in der Ordnung. Es war aber nicht weniger in der Ordnung, daß Aennchen die Mama mit dem klagendsten Blicke ansah, den sie nur auftreiben konnte, daß sie die mütterliche Hand nicht aus

der ihrigen ließ, und daß die Mama dadurch in ihrem Vorsatze zu wanken anfing, wenn sie sich schon nichts davon merken ließ.

Das neun und zwanzigste Kapitel.

Wie nun der Herr Stadtrichter nach Hause gekommen war, und beinahe eine halbe Stunde vergebens auf dem Gange gelauert hatte, trat er herein, und fing so an: „Sicher hat mir eins von euch den Vogel verscheucht!“

Ob nun schon Mama und Aennchen alle beide das Gegentheil versicherten, und alle mögliche Betheurungen anwendeten, so rief der Papa dennoch: „Sagt, was ihr wollt, er wäre gewis wiedergekommen. Und wenn er ausbleibt, oder ich höre, daß ihn jemand anders gefangen hat, so ist kein Mensch schuld, als ihr.“

Und weil der Papa während der ganzen Tischzeit in dem Tone fortfuhr, auch wohl gar Drohungen hinzufügte, und das die Mama außerordentlich verdroß, so wankte ihr Vorsaz immer mehr. Als nun Aennchen nach Tische, grade da der Papa wieder einmal mit dem Blaserohre

auf dem Gange stand, sich der Mama sprachlos in die Arme warf, und ihr durch einen leidenschaftlichen Druck das Gefühl ihres tiefen Schmerzes mittheilte, so fiel der Mama der ganze wankende Vorsaz in zwei mütterlichen Thränen aus den Augen heraus, und sie sprach: „Thue was Du willst, Aennchen. Unrecht bleibt es, aber vielleicht gereicht es zur Beruhigung des Vaters."

Und mit der Miene einer Seligen schwebte das Mädchen auf ihr Zimmer, um Wilhelmen sogleich die frohe Nachricht von Mama's Einwilligung nieder zu schreiben.

Das dreißigste Kapitel.

„Was das für ein Lärm ist, umsonst und um nichts!" rief die Frau Stadtrichterin, als der Papa wieder herein kam, und das Blaserohre heftig in einen Winkel warf.

Er erwiederte aber nichts darauf: als: „Das Märel ist sicher auf dem Gange gewesen, heh?"

„Nicht aus der Stube hat sie sich gerührt."

„Warum käme denn der Vogel nicht wieder!"

„Der Vogel, der Vogel! Ich glaube wahrhaftig, daß Dir so ein alberner Vogel mehr am Herzen liegt, als das ganze Mädel, und daß Du im Stande wärst, einem jungen Menschen, der jetzt käme, und sagte: hier haben Sie den Vogel, aber Sie müssen mir Ihre Tochter zur Frau geben, das Mädel ohne weiteres überließest."

„Nun, das wollte ich nicht verreden, denn wer weiß, ob ich von ihr jemals so viel Freude erleben werde, als ich an dem Vogel gewis hätte."

„Pfui, schäme Dich!" sprach die Mama, und machte dem Papa dazu ein recht finstres Gesicht. Im Grunde des Herzens sah sie jedoch ganz freundlich aus. Denn was sie da von Aennchen, nur gleichsam in den Wind, gesprochen hatte, war recht wohl von ihr überdacht gewesen.

Kaum war auch der Papa mit dem Blaserohr auf dem Gange, so lief sie zu Aennchen auf's Zimmer, und rieth ihr mit dem Briefe zu eilen, weil man das Eisen schmieden müsse, wenn es warm wäre.

Und die Antwort, welche gegen Abend auf Aennchens Billet einlief, war ganz erwünscht.

Denn zwei Sperlinge hatte man bereits gefangen, und Bruder Karl gab in dem Postskripte sein Wort selber, den einen davon in drei Tagen ausgestopft, und mit dem rothen Ringe um den Hals, fix und fertig zu haben.

Das ein und dreißigste Kapitel.

Darauf vergingen die drei Tage, und der Papa wurde darüber, daß sich der seltsame Vogel nicht wieder auf seinem Dache hatte sehen lassen, zum ordentlichen Menschenfeinde. Und am vierten Nachmittage, als der Herr Stadtrichter nicht zu Hause war, kam der ausgestopfte Vogel mit dem rothen Halsstreifen richtig an, und Mama und Aennchen mußten beide das Zeugnis geben, daß er allerliebst gerathen wäre. Mit dem weißen Sperlinge, hieß es in einem beiliegenden Briefe, wäre es nicht weniger gelungen, es gäbe nur eine Kleinigkeit noch daran zu thun, welche gegen Abend ebenfalls fertig seyn sollte.

Der überschickte Sperling wurde hierauf an einem sichern Orte verwahrt, und auf der Mama

ihr Anrathen zurückgeschrieben, daß Wilhelm selbst auf den Abend um neun Uhr sich mit dem weißen Sperlinge einstellen möchte.

Das zwei und dreißigste Kapitel.

Als es nun Abends zum Essen ging, und der Herr Stadtrichter den Sperling mit dem rothen Halskragen auf seinem Teller stehen sah, da verschwanden mit Einem mal alle Runzeln von seiner Stirne.

„Bist Du das gewesen, liebste Frau?“ fragte er. „Oder Du, mein Aennchen?“ da die Mama mit dem Kopfe geschüttelt hatte.

„Vor allen Dingen“ sprach die Mama, „sage uns, ob der Vogel so recht ist?“

„Wohl ist er's. Sehr gut ausgestopft. Denn daß die rothen Federn ihm mehr vom Halse abstanden, das muß sich doch wohl mit seinem Leben verloren haben. Wem verdanke ich aber diese heimliche Freude, redet doch, wem?“

Dabei sah der Papa den Vogel mit so verliebten Blicken an, als er vielleicht die Frau Stadt-

richterin kaum am Hochzeittage angesehen hatte.

„Du mußt rathen, Papachen!"

Das drei und dreißigste Kapitel.

Mit dem Rathen aber hatte es dem Herrn Stadtrichter in seinem Leben und selbst auf dem Rathhause nicht gelingen wollen, und auch dasmal rieth er vergebens. Drauf sprach die Mama:

„Ob die Sache wohl mit rechten Dingen zugeht! Du errinnerst Dich doch, daß ich neulich früh einmal böse wurde, und sagte: ich glaube Du könntest einen Menschen, der Dir den Vogel brächte, das Mädel dafür zur Frau geben, und daß Dir das gar nicht unmöglich schien. Wenn nun meine Rede eine Art von Prophezeihung gewesen wäre, Papachen? Wenn wirklich ein junger Mensch Dir den Vogel blos unter der Bedingung brächte, daß er unser Aennchen erhielte?"

Und weil die Mama dazu eine recht ernsthafte Miene machte, sah sie der Herr Stadtrichter lange und unverwandt an, und sagte: „Warum — nicht gar!"

Dazu mußte die bewegliche Freude in seinem

Gesichte dem starren Ernste den Plaz einräumen.

„Ja, ja, es ist nicht anders!“ sprach hierauf die Mama.

Das vier und dreißigste Kapitel.

Und der Papa, der sich auf die Mädchen und ihre Mienen beinahe noch weniger verstand, als ich, sah in Aennchens Augen, welche auf ihren eignen Busen gerichtet waren, gar nicht etwa ihre Besorgniß, daß das Geheimnis, welches sie darinnen verborgen hielt, das schöne Gewölbe mit dem die freundliche Natur ihr zartes Herz umzogen hatte, zu heftig erschüttern, und auf diese Weise verrathen möchte, er bildete sich vielmehr ein, aus Aennchens Auge sowohl, als aus ihrem glühenden Gesichtchen spräche die Furcht, daß er seine leibliche Tochter um eines solchen Vogels willen hingeben könnte. Und mit einem Seufzer zwar, aber doch mit recht fester Hand, nahm er den Vogel von seinem Teller, und gab ihn der Mutter, daß sie ihn wieder fortschaffen möchte, mit der andern Hand aber faßte er seine Tochter, und sprach: „Nein,

mein liebes Aennchen, du bist mein, und sollst mein bleiben."

Das fünf und dreißigste Kapitel.

„Dachte ich's doch, alter Papa, daß Du besser wärst, als Du Dich manchmal anstellst!" sagte die Frau Stadtrichterin, indem sie den Sperling wieder anf seinen Teller sezte. „Nein, nein, der Mensch, der Dir den Vogel giebt, macht Dir keine Bedingungen. Ob er sich aber nicht um Aennchen zu bewerben denkt, und ob der Vogel nicht vielleicht seinen Zutritt in unser Haus einleiten soll, das ist eine andre Frage."

„So beruhige Dich nur endlich, liebes Kind," sagte der Papa, weil Aennchens Händchen immer heftiger in seiner Hand zitterte und das Blut ihr so gewaltig in's Gesicht drang, daß es kein Wunder gewesen wäre, wenn es die schöne durchsichtige Haut entzweigesprengt hätte. „Verlaß Dich auf mich Aennchen, daß ich Dich zu keiner Heirath zwingen, oder auch nur überreden werde. Jetzt aber sage mir, liebe Frau,

von was für einem Menschen Du sprichst, und ob er von der Beschaffenheit ist, daß man ihm Zutritt geben kann?“

Doch in dem nähmlichen Augenblicke schlug es neun Uhr, und Wilhelm trat zur Thüre herein, und näherte sich langsam und leise dem Tische.

Das sechs und dreißigste Kapitel.

„Alle gute Geister!“ schrie der Papa auf, als er den jungen Stahl ansichtig wurde, griff hastig nach dem wunderbaren Vogel, und sprang damit vom Stuhle.

Und als er seinen Athem gesammelt hatte, rief er: „Sie merken gewis, daß es hier wieder etwas zu ruiniren giebt?“

Doch statt aller Antwort holte Wilhelm den weißen Sperling aus der Tasche, und überreichte ihn der Mama, und diese ging zu dem Herrn Stadtrichter hin und, gab ihm den Sperling in die Hand, und sprach: „Nun, was willst Du weiter?“

Es soll aber recht hübsch mit anzusehen ge-

wesen seyn, wie dem Herrn Stadtrichter nach und nach die Augen aufgegangen sind, über Wilhelms Ehrlichkeit, und über sein Glück, eine so große Seltenheit wieder zu erhalten. Er bat auch den jungen Stahl, an dem Tische Platz zu nehmen, und setzte sich neben ihn und suchte den falschen Verdacht durch Freundlichkeit wieder gut zu machen.

Das sieben und dreißigste Kapitel.

Als nun der Papa sein Gesicht nach dem Töchterchen wandte, und sah, wie in ihren glänzenden Augen sich gleichsam ein Wiederschein von seiner Freundlichkeit bildete, und wie in Aennchens Busen sich die Freude lebendig zeigte, und wie ihre Lippen leise von einander gingen, als wollten sie reden oder küssen, da flossen ihm selber die Augen über. Denn es däuchte ihm, als stünde dem Glücke, welches Aennchens ganzes Wesen verkündigte, das Weh gegenüber, das er ihr in der letzten Zeit verursacht hatte. Und der Sperling mit dem rothen Halsstreifen kam ihm in diesem Augenblicke

recht unbedeutend vor, und er legte ihn noch einmal auf der Mama ihren Teller und sagte: „Das erste auf der Welt ist doch wohl unser Kind, und sein Wohl. Wer auch der andre junge Mensch seyn mag, ich will ihm durch das Annehmen des Vogels keine Hofnung auf Aennchens Hand machen."

„Dem aber Mütterchen," setzte er hinzu, „und deutete auf den jungen Stahl, was meinst du „zu dem?"

Das acht und dreißigste Kapitel.

Wie nun der Herr Stadtrichter dahinter kam, daß beide Sperlinge von einer und derselben Person herrührten, da wurde ihm der abgelehnte Sperling wieder lieb und werth, und er nahm ihn gleich aufs neue zu sich herüber. Mit der andern Hand aber faßte er Wilhelmen an.

Als hierauf die Liebesleutchen aus seiner Miene die Erfüllung ihrer Wünsche, wie den Morgenschein nach einer recht dunkeln Nacht, hervordämmern sahen, so ergriff der junge Stahl seinen rechten Arm, und Aennchen stand auf und ging auf seine linke Seite hinüber. Und der Mama war

in ihrem ganzen Leben der Papa und sein kupfriges Gesicht nicht so lieb gewesen, als jetzt, wie es zwischen den beiden jugendlichen Gesichtern das Glück mitgenoß, von welchem diese dankbar überflossen.

Darauf ging er zu der Mama hinüber und gab durch den Kuß, den er ihr auf den Mund drückte, den jungen Leutchen das Signal, ein gleiches zu thun, und einander so anzusehen, als ob sie sich durch und durch sehen wollten. Und bei der Gelegenheit war es, daß die Mama, die den weißen Sperling weg legte, indem sie ihre Hand betrachtete, lachend sagte: „Siehst du auch wohl, daß ich damals doch recht hatte, und daß es wirklich weiße Sperlinge giebt, die nicht abfärben?“

Darauf nun mußte ihr der Papa, den der Augenschein überzeugte, vollkommen Recht lassen. Er ging auch in demselben Augenblicke noch in sein Naturalienkabinet, um den bekannten großen Zettel abzureißen, und das ächte Sperlingsweiß zum Fenster hinauszuwerfen.

Das letzte Kapitel.

Die Sache mit der Heirath wurde sodann bald zu allgemeiner Zufriedenheit abgethan. Anfangs bestand freilich der Herr Stadtrichter darauf, daß die beiden seltenen Sperlinge die Hochzeittafel als Schutzheilige zieren sollten, allein auf Aennchens Bitten, daß man sie und Wilhelmen ja nicht so beschämen möchte, brachte es die Mama durch allerlei Vorstellungen beim Papa so weit, daß diese betrüglichen Thiere weggelassen wurden.

Ueberhaupt hätte es Aennchen jetzt, da Wilhelm schon mit seinen guten Eigenschaften in der Gunst des Papa's allen andern im Hause unwillkührlich den Rang abgelaufen hatte, gern gesehen, wenn man dem getäuschten Papa die ganze Geschichte der beiden Sperlinge aufrichtig gestanden hätte, ja sie war einmal schon auf dem Wege, das selber zu thun. Doch die Mama hielt sie zurück und sagte: „Wozu, Aennchen? Laß den Vater bei seinem Glauben. Dein Aufschluß brächte ihn um alle die frohen Augenblicke, die er jetzt hat, so oft ihm die beiden Vögel in's Auge fallen. Ruht doch das meiste

Glück in der Welt auf so luftigem Grunde, und es ist allezeit grausam, jemandem für eine unschädliche Täuschung die ihn erheitert, eine beunruhigende Wahrheit zu geben."

Das Podagra.

Der Oberste und sein Haus.

Die ganze kleinstädtische Christenheit des Orts sagte vom Obersten, daß er ein wunderlicher Heiliger wäre. Er fand das gar nicht. Alles was er that kam ihm ganz natürlich vor, und manches darunter war auch in der That recht natürlich. So hatte ihn zum Beyspiel vor zehn Jahren das Podagra aus dem Dienst auf seine Güter getrieben, und böse Augen vor einiger Zeit in die Stadt, wo ein Okulist wohnte, der vielleicht berühmt geworden wäre, wenn er nicht in dem Neste hätte versauern wollen.

Seine eignen Maximen besaß der Oberste freilich. Das große Haus zum Beyspiel, das er in der kleinen Stadt gekauft hatte, bewohnte kein Mensch als er und seine fünfzehnjährige Nichte. Sodann der Korporal Barthel,

der zugleich Haushofmeister und Hausknecht, Kammerdiener und Laufbengel war, und die Frau Barthelin, sein Eheweib, welche den ganzen weiblichen Dienst, von der Kammerjungfer des Fräuleins bis zum Küchenmädchen herab, so gut versah, daß kein Mensch über sie Klage führte, ihren Ehemann ausgenommen. Der aber hatte sich's gleich beym Einzuge in das Haus vom Obersten zur Gnade ausgebeten, daß er, damit die glückliche Ehe sich nicht zerschlüge, wenigstens eine Scheidewand zwischen sie ziehen lassen möchte. An der Scheidewand aber verdroß, wie sie fertig war, Bartheln gar nichts, als daß die Zwischenthüre weder Schloß noch Riegel hatte.

Uebrigens lebte dieses höchstungleiche vierblättrige Kleeblatt so einförmig als möglich. Der reiche Oberste sah' bei sich im Hause keine Leute, weil so was Geld kostete, und er, wie er sagte, sie in der Kirche umsonst sehen könnte. Er kam auch nicht zu Leuten.

Nichte Therese fand das höchst sonderbar. Aber er ließ sich, wie er grade einmal zum Reden aufgelegt war, darüber heraus, und sagte: „Die

Menschen sind sich überall gleich und man braucht nicht weit zu gehen, um sie kennen zu lernen. Wenn du Bartheln und seine Frau ansiehst, so hast du sie alle mit einander gesehen."

Das aber wollte dem Fräulein aus mancherlei Gründen nicht in's Köpfchen. „Es ist doch ein wahres Elend um böse Augen!" seufzte sie. „Denn wenn der Onkel die bösen Augen nicht hätte, so müßte er's ja wohl merken, daß der junge, flincke Rudolf von Kronau ganz anders aussieht, als der steife, hölzerne Barthel."

Die stille Musik.

Der Kammerreferendarius Rudolf von Kronau schien auch gemerkt zu haben, daß Therese ganz anders aussah, als Barthels alternde Frau. Wenigstens hatte er sich um eilf Uhr Abends niemals mit der Guitarre unter die Fenster das Hinterhauses gestellt, wo die Frau Barthelin wohnte, sondern allezeit unter Theresens Fenster. Therese öffnete das auch gewöhnlich, aber nicht um dem Spiele und Gesange des jungen Dilettanten eine begeisternde Muse zu werden, sondern viel-

mehr um ihm Schweigen aufzulegen. Und wenn er dann die Achseln zuckte und seufzte, so zog sie diese stille Musik der lauten bei weitem vor. Zeither hatte der Onkel diese einer Kaprise des Nachtwächters zugeschrieben. Es befremdete ihn freilich einmal, daß der Magistrat dem Nachtwächter erlaubte, weltliche Lieder anzustimmen. „Aber du lieber Gott, dachte er billiger als gewöhnlich, hat doch ein jeder Stand heut zu Tage seine Moden und Schwachheiten, warum sollten denn Magistrate und Nachtwächter allein keine Moden und Schwachheiten haben dürfen?“ Dazu legte er sich ganz gelassen von einem Ohr auf das andre, und schlief wieder ein. Therese glaubte bei alledem nicht ganz trauen zu dürfen. Daher kann man leicht denken, daß der Onkel aus der Haut gefahren wäre, wenn er die nächsten Abschnitte gelesen hätte, die aber zum Glück damals noch nicht geschrieben waren.

Schwesterlicher Rath.

Bis zur Nachtmusik war es auf folgendem Wege gekommen.

Rudolf war eben erst in der Residenz aus einem juristischen Kanditaten zum Kammerreferendarius gemacht worden, und hatte sich nachher auf sechs Wochen Urlaub erbeten, um seiner Vaterstadt zu zeigen, daß aus Kindern Leute zu werden pflegen. Es wollte indessen bald verlauten, daß dergleichen Leute manchmal fatale Gewohnheiten bekämen. So hatte Rudolf auf der Universität die breiten Steine in den Straßen allezeit in Beschlag genommen, und glaubte dieses Befugnis auch jetzt noch geltend machen zu dürfen. Allein der Oberste, der sich für den ersten Mann in der Stadt, vielleicht in der Welt, hielt, kam darüber gleich den zweyten Tag nach Rudolfs Ankunft so mit ihm zusammen, daß er beim Landrath Kronau auf exemplarische Bestrafung seines Sohnes drang, und ihm, da diese nicht erfolgte, die Freundschaft völlig aufkündigte.

Cäcilie, Rudolphs Schwester, klagte am meisten darüber. „Die arme Therese,“ sagte sie, „nun darf sie nicht einmahl mehr zu mir kommen, und ich war noch ihre einzige Freundin! „Sie schalt ihren Bruder tüchtig aus, und sagte, daß er gewiß nicht so unhöflich mit dem Obersten um-

gegangen wäre, wenn er dessen schöne Nichte gekannt hätte."

Und als er Theresen endlich gesehen hatte, sprach er zu seiner Schwester: „Ach, liebe Cäcilie, du hast vollkommen recht."

So eine Gestalt wollte er in seinem Leben noch nicht bemerkt haben. Eine Halbgöttin konnte das gar nicht seyn, sondern gleich eine ganze.

„Und was für ein Ungeheuer ist der Onkel, dem sie gehorchen muß!" rief die reizende Cäcilie in einem heftigen Ausbruche ihres Mitleids.

Ein Ungeheuer! Der Referendarius fuhr unwillkührlich an seine linke Hüfte, wo sonst das Studentenschwert gehangen hatte. Er gelobte, die Dame von dem Ungeheuer zu befreien. Allein seine Schwester bat ihn um Gotteswillen, daß er ja nicht wieder, wie ein Mann aus dem Mittelalter, mit der Thür in's Haus fallen, sondern zufolge unsrer heutigen Kultur höchstens versuchen solle, auf den Zehen hineinzuschleichen.

Die Zusammenkunft.

Rudolf konnte die breiten Steine auf der Straße vor Verdruß nicht mehr ansehen, denn sie waren

Schuld, daß Therese nicht aus dem Hause kam. Er ging vor ihren Fenstern vorbei, sah' aber nichts, als Vorhänge.

Am Sonntage endlich auf dem Kirchenwege ward er Theresen neben dem Obersten ansichtig, und fand sogar Gelegenheit ihren Blicken einen ehrerbietigen Gruß zuzustecken. Sie schien den Gruß nicht übel zu nehmen, wenigstens sah sie sich an ihrem Hause noch einmal schüchtern nach Rudolfen um.

Bei alledem würde der Referendarius nicht viel weiter gekommen seyn, wenn er kein so scharfsinniges Schwesterchen gehabt hätte. Denn die war es, die ihm um eilf Uhr ihre Guitarre in die Hand gab, und sagte: „Jetzt damit unter ihr Fenster. Der Oberste schläft im Seitengebäude, und wird vermuthlich nichts davon hören, und die Nachbarn — — wenigstens kommen sie nicht mit ihm zusammen."

Rudolf lies sich das nicht zweimal sagen. Er trat auch nicht ohne Erfolg mit der Guitarre unter Theresens Fenster. Und das kam besonders mit davon her, daß er selber Theresen als ein überaus wohlgebildeter junger Mann aufgefallen

war. Darum hatte sich denn auch sein ehrerbietiger Gruß so freundlich an ihr Herzchen gelegt, daß der Schlaf eifersüchtig wurde, und sich diesmal nicht zur gewöhnlichen Zeit einstellte. Eine Musikfreundin war sie obendrein, und sie mußte ihre Freude recht zurückhalten, als sie beim Oefnen des Fensters troz dem Mantel, den er um hatte, entdeckte, wer es war, der im Mondschein unter ihrem Fenster musizierte. Auch sagte ihm ein ganz leises Wort und Winken mit der Hand, daß sie die Musik lieber einbüßen würde, als ihn selber. So erklärte sich's der Referendarius wenigstens. Denn sonst hätte sie ihn ja ganz laut wegweisen können. Wohl eine Viertelstunde blieb sie im Fenster liegen, und Rudolf sezte einige Mal an, sein Herz auszuschütten. Allein immer winkte sie ängstlich mit der Hand, nickte aber doch, als sie sich endlich zurück zog, so freundlich, daß der Referendarius sich schon Glück wünschte.

Der Brief.

Im Bettchen überlegte Therese erst, was es für Lärm würde gegeben haben, wenn der On-

kel den Musikus inne geworden wäre. Sie überlegte das die Nacht über, und den ganzen Tag nachher.

Als es aber am folgenden Abend wieder unter ihrem Fenster musikalisch wurde, da mochte sie grade mit Ueberlegen fertig seyn. Denn wie am Abend zuvor, sah sie hinaus.

Ein Brief, den Rudolf aus der Tasche brachte und hinaufreichte, konnte nichts als ein mitleidiges Achselzucken von Theresens Seite erregen. Damit aber allein war dem jungen Manne noch nicht gedient. Daher nahm er einen kleinen Kiesel von der Straße, wickelte ihn in den Brief, um diesem die gehörige Schwere zu geben, und warf ihn mehrere Mal vergebens hinauf. Weil er jedoch durch kein Winken davon abzuhalten war, und die Sache gar kein Ende zu nehmen drohte, so entschloß sich Therese dazu, den Brief aufzufangen. Wenn sie sich aber auch nachher sogleich mit ernster Miene unsichtbar machte, so war doch der Referendarius vollkommen zufrieden. Denn — schloß er — wäre es ihr mit ihrem Ernste wirklich Ernst gewesen, so hätte sie gewis die Fenster

viel früher schon zugemacht, und ich hätte jetzt noch den Brief in meinen Händen, um den ich nun mein Herz leichter nach Hause trage.

Progressen.

„Wenn man den Leuten nur den Finger erlaubt!“ seufzte Therese, und beschloß den Brief schlechterdings nicht zu lesen. Darauf beschloß sie, ihn zu lesen, aber sorgfältig in die alten Brüche gelegt, dem Schreiber wieder zukommen zu lassen. Wie sie aber den Brief gelesen hatte, da beschloß sie, ihm einen andern dafür zu schreiben. Und dieser andre wurde wirklich Abends dem Musikus an einem Faden herunter gelassen, der auch nicht leer wieder hinaufgezogen wurde.

Seitdem waren alle Abende zärtliche Klagen auf diese Weise herunter und hinauf gelaufen. Auf die letzt that Rudolf den Vorschlag, daß Therese, da denn doch nun seine Abreise immer näher rücke, ihm erlauben möge, den Zwirnsfaden in ein Seil zu verwandeln, an dem er seine Depechen mündlich hinauf brächte. Aber There-

se sagte nein. Solche Seiltänzerstückchen wenigstens sollte die Nachbarschaft ihrem Fenster nicht nachsagen!

Weil indessen der Referendarius seine Briefe gar zu beweglich machte, so mußte sie ihm wohl zeigen, daß sie auch kein Herz von Stein unter dem schöngeordneten Busentuche mit sich herumtrug, und versprach ihm daher drei Tage vor seiner festgesetzten Abreise den vorletzten Abend Punkt sieben Uhr das Haus leise zu öffnen. Sie setzte hinzu, daß sie um diese Stunde allezeit dem Onkel Wein aus dem Keller holen müße, und daß die Unterredung an der Hausthüre nicht länger als eine halbe Minute dauren könne.

Und Schlag sieben Uhr am folgenden Abend that sich des Obersten Hausthüre dem schon lauernden Liebhaber auf.

Aber die Seligkeit der halben Minute ging gar bald vorüber, wenn sie schon der gewöhnlichen Zeitrechnung nach drei ganze Minuten gedauert hatte.

Der Referendarius schalt sich auf dem Heimwege, daß er nicht einmal so viel Herz gehabt hätte, Theresen um einen Kuß anzusprechen.

Morgen! das war noch sein Trost. Denn daß auf morgen als den letzten Abend wieder ein solches Zusammenkommen verabredet worden war; das brauche ich keiner lieben Leserin erst zu sagen; kaum den Lesern.

Die Lieblinge.

Aber die Lieblinge, die Lieblinge! Schon manches sollen sie in der Welt verdorben haben; und auch diesen letzten Abend — — — doch zuerst von den Lieblingen selber.

Von den vier Personen im Hause hatte ein jedes seinen besondern Liebling. Aber keine einzige hatte mit so viel Geschmack gewählt, als Therese.

Des Obersten Favorit war ein großer englischer Hund, der Mylord hies, und immer vor seinem Zimmer lag, um keiner fremden Seele eher den Eingang zu gestatten, bis der Oberste herein! gerufen hat.

Der Frau Barthelin ihr Liebling war schon viel manierlicher, als der Tölpel von Mylord. Das war ein Rothkehlchen, das in ihrem Ge-

mach frei und froh herum flog, und dem sie recht oft die Noth klagte, die ihr die heilige Ehe aufgebürdet hatte. Sie sagte einmal dem Vögelchen, als es eben eine häßliche Kreuzspinne zu speisen beliebte, ganz unverholen, daß das ein dummer Appetit wäre, und daß sie nicht wisse, wer ihr mehr zuwider sey, ob ihr Ehemann oder eine Kreuzspinne.

Weil sie's aber mit guten Bedacht dicht an der Zwischenthüre und recht laut sagte, so hörte das der Korporal Barthel, und daraus entstand bald wieder eine Lieblingschaft. Barthel ließ nämlich von nun an keine Kreuzspinne mehr von seinen Fenstern kehren.

In der Folge nahm jedoch das Spinnengewebe so sehr überhand, daß er eine Auswahl treffen mußte. Daher behielt er denn das korpulenteste Thier, das sein Liebling geworden war. Er nannte diese Kreuzspinne, wegen ihrer Behendigkeit auf der Fliegenjagd, seinen Nimrod, und behauptete, daß das Thier mehr Verstand hätte als mancher Mensch. Dabei pflegte er gern seine Frau anzusehen.

Unglücksfälle.

Es ist bis diese Stunde noch nicht ausgemacht, ob Frau Barthelin einmal beim Ausgehen, die Zwischenthüre mit Fleiß offengelassen hatte, oder nicht. Geschehen war es jedoch, und Barthel kam wie er Nachmittags in sein Gemach trat, zu der schauerlichsten Scene seines Lebens. Seine Kreuzspinne nämlich warf ihm eben die letzten Blicke aus Rothkehlchens tödtendem Schnabel zu. Barthel war ausser sich über den Verlust. Rothkelchen sollte alles entgelten, aber seine blinde Wuth hatte schon zwei Fensterscheiben entzweigeschlagen, und das flinke Rothkehlchen nicht getroffen. Es retirirte sich endlich hoch auf die Ofenvase, und Barthel suchte eben nach einem Stocke, um es zu erlangen, als Frau Barthelin ankam, und seinem Zorne zum Ableiter diente. Die Nachbarschaft versichert, eine ganze halbe Stunde lang die Ausbrüche ihrer gegenseitigen Gesinnungen mit angehört zu haben. Eine dritte Fensterscheibe, die im Verfolg ihrer Unterhaltung herabklirrte, ließ eine große Oefnung zurück. Rothkehlchen nahm sie wahr und schlüpfte hindurch auf einen

Gang,

Gang, von dem es sich einen friedlichern Aufenthalt versprechen mochte.

Das arme Rothkehlchen hatte falsch gerechnet. Bartheln war in der Wuth nichts weniger, als die Pflicht eingefallen, so bald es dunkel wurde, die Hausthüre zuzumachen. Er dachte noch nicht daran, da es doch schon stockfinster war.

Ein starkes Flattern auf dem Gange machte die Frau Barthelin jetzt aufmerksam. Das mußte Rothkehlchen seyn. Und wie sie hinauseilte, um ihren Liebling zurückzuholen, ward sie eine Katze gewahr, welche die Rolle der Nemesis sich nicht hatte nehmen lassen, und grade so mit Rothkehlchen verfuhr, wie Rothkehlchen vor kurzem mit der Kreutzspinne verfahren hatte.

Jetzt fing die vorige Ehescene von neuem an. Die Katze war nur ins Haus gekommen, weil Barthel seine Schuldigkeit an der Hausthüre versäumt hatte. Er lachte um so herzlicher über den Vorwurf, weil ihm die Katze eine so schöne Genugthuung verschaffte.

Aber er lachte auch nicht mehr, als der Oberste mit kirschbraunem Gesicht und einem

Mund voller Flüche hereinstürmte, und fragte: warum das Haus nicht gehörig zugemacht worden wäre?

„Weil er ein Taugenichts ist, und ein Bösewicht!“ schrie Frau Barthelin.

Sie wollte erzählen, aber Barthels Stimme war stärker. Der Oberste wurde immer zorniger, und das beiderseitige Bitten konnte sie nicht von der Strafe retten, die er ihnen zugedacht hatte. Er sperrte sie nämlich in ein enges Behältniß zusammen, vor welches sodann ein Schloß gelegt wurde.

Seine Erbittrung rührte hauptsächlich daher, daß die nämliche Katze, durch welche Rothkehlchen um's Leben gekommen war, mit dem Mylord einen Kampf bestanden und diesem dabey ein Auge ausgeschlagen hatte.

Der Oberste ging selbst nach einem Hundearzt, dessen Pflege er den armen Verwundeten bis zum andern Morgen übergab. Sein Trost war, daß er die Katze zur Gefangenen gemacht hatte. Vor Mylords Augen, oder vielmehr Auge, sollte sie den folgenden Tag exemplarisch hingerichtet werden.

Sieben Uhr.

Cäcilien war bey diesen Dingen gar nicht wohl zu Muthe, und es gereichte ihr noch zum einzigen Troste, daß es endlich doch einmal sieben schlagen müßte, so tief auch, ihrer Meynung nach, die Zeit die Schlafmütze über die Ohren herunter gezogen hatte.

„Was siehst Du denn immer nach der Uhr?“ fragte der Onkel Theresen mürrisch, als die Stunde herankam.

„Ich wollte das Weinholen nicht versäumen,“ antwortete sie zaghaft.

„Ich trinke heute keinen Wein.“

Kein Wunder, wenn dieses Wort das arme Mädchen in Ohnmacht gestürzt hätte. Der letzte Abend, und Rudolphen nicht sehen! Sie sann und sann nach einem Vorwand zum Hinuntergehen. Allein es schlug sieben und noch war keiner erfunden.

„Indessen“ sagte jetzt der Oberste, „ein Glas Wein wird nicht schaden!“

„O ganz gewis nicht!“ frohlockte Therese, und hätte sicher noch, ehe sie wie der Blitz hinunterlief, den alten häßlichen Onkel in der Ge-

schwindigkeit ein bischen umarmt, wenn das nicht verdächtig herausgekommen wäre.

Die schöne Maja.

Die Menschen würden mich auslachen, wenn ich behaupten wollte, Theresens erstes Wort nach aufgeriegelter Hausthüre wäre die Nachricht von der morgenden Hinrichtung der Katze gewesen. Und doch war es so.

Aber was für eine Katze war das auch! Das schönste unter allen Thieren auf der bekannten Welt, wenn man Rudolphs reizender Schwester glauben wollte. Ein Thier, mit dem selbst die Mäuse zufrieden waren, weil es ihnen die vollkommenste Duldung zugestand. Aus Verachtung freilich, aber die Mäuse hatten entweder nicht Ambition genug, um ihr dieses nachzutragen, oder sie besaßen so viel natürlichen Verstand, um einzusehen, daß die schöne Maja, die das Privilegium hatte, ihrer Gebieterin stets zur Seite zu seyn, die mitunter sogar an Cäciliens schönen Armen ihre undankbaren Krallen ungestraft zeigte, deren Bildnis schon als Dosen-

gemählde in die glänzende Residenz gereiset war, den Uebelstand nicht begehen durfte, sich mit Mäusen herumzuschleppen.

Aus zärtlicher Liebe zu seiner Schwester erschrack der Referendarius sehr über die Nachricht.

Therese setzte hinzu, daß es Cäcilien, wenn sie aber noch diesen Abend herkommen und bitten wolle, daß es ihr vielleicht gelänge, der Katze Gnade auszuwirken, weil die hübschen Mädchen überhaupt, und Cäcilie insbesondere, viel über den Onkel vermöchten.

Der Ueberfall.

Therese gab zugleich einen Wink, daß Cäcilie noch die einzige Person sey, welche vielleicht in der Folge einmal eine Aussöhnung zwischen ihm und dem Obersten bewirken könne, und Rudolph küßte Theresen von Herzen die Hand für den Fingerzeig.

„Nun aber, leben Sie wohl!“ sagte das Fräulein.

„Es ist das letzte Mal, Therese!“ sagte der Geliebte.

„Ich bin schon so lange weg, der Onkel!“

„Sie lieben mich nicht!“

„Nicht?“

Konnte Therese wohl dem Munde auswei-chen, der sich jetzt näherte? Mußte sie nicht bei dem liebenden Herzen, das sie vielleicht nie wieder an sich drückte, die eilende Zeit aus der Acht lassen? Mußte sie nicht bey den Eiden, welche der Geliebte ihr ablegte, den Onkel über-hören, der ihr nachgegangen war, um zu sehen, ob ihr ihm Keller etwas begegnet wäre, und der nun, in eine Salzsäule verwandelt, vielleicht noch lange unbeweglich in einiger Entfernung von dem Paare würde gestanden haben, wenn ihn nicht ein Niesen angewandelt hätte, dessen Schall wie ein Donnerschlag die Liebenden aus-einander schlug.

„Um Gotteswillen, fort, fort!“ soviel Be-wußtseyn hatte Therese noch, um das zu bitten. Doch würde es ihr kaum gelungen seyn, Rudol-phen, der ihr Anwald werden wollte, zur Thüre hinauszuschieben, wenn das Podagra dem Ober-sten nicht eben einen so heftigen Stich gegeben hätte, daß sein Vordringen um mehrere Augen-

blicke verspätigt wurde. Hierdurch gewann sie nemlich Zeit, um dem Geliebten noch zu sagen, daß sie, wenn der Onkel ihn erkennen sollte, noch einmal so viel würde auszustehen haben, als wenn das nicht geschähe.

Nach einigen Ausrufungen, die das feine Papier nicht vertragen will, fragte der Onkel grimmig: „Wer war das?" Aber selbst die Wiederholung der Frage riß der armen Therese kein Wort aus den bleichen Lippen.

„Marsch!" schrie er hierauf, und schleuderte das weinende Kind in ein Gewölbe, das der Unbarmherzige sogleich wieder verschloß.

Was die hübschen Mädchen vom Obersten halten.

Der betrübte Referendarius fand zu Hause alles in solcher Bestürzung, als ob der Feind rein ausgeplündert hätte. Auf seine Erkundigung hörte er, daß die schöne Maja vermißt würde. Die Auskunft, die er geben konnte, war nicht die tröstlichste.

„Sie hinrichten!“ rief Cäcilie. „Der Barbar, der Unmensch, der Tiger!“

Rudolph that ihr den Vorschlag, zum Obersten zu gehen.

„Ja!“

Die Liebe zur Maja gab ihr schnell einen Shawl um, aber der Gedanke an den Obersten nahm ihn wieder von dem lieblichen Naken. Cäcilie hielt nämlich von dem Obersten ohngefehr grade so viel, wie die andern hübschen Mädchen in der Stadt. Er sah, wie schon gesagt, diese lustige Menschenart recht gern. Aber grade darum sahen ihn die hübschen Mädchen gar nicht gern. „Und“ meinten sie, „daß er uns manchmal in die Backen kneipt, das ist recht häßlich von dem Manne. Denn, „meinten sie ferner,“ wenn wir ja einmal auf den tollen Einfall geriethen, uns von jemanden in die Backen kneipen zu lassen, so würden wir doch gewiß keine solche altbackene Obersten, sondern ganz andre Leute dazu aussuchen.“

Uebrigens gebe ich das blos für ganz unverbürgte Gerüchte aus, weil ich um alles in der Welt nicht den Schein haben möchte, als wollte

ich an den Meinungen der hübschen Mädchen in jener Stadt, oder wohl gar sämtlicher hübschen Mädchen auf dem Erdboden zum boshaften Verräther werden.

Die Verkleidung.

Der Referendar erzählte Cäcilien nun den andern Vorgang auch, und wie sie villeicht ihm selbst durch eine Visite zur Glücksgöttin werden könnte, ihm und Theresen.

„Aber der Oberste, liebster Bruder, der mit unserm Hause deinetwegen gebrochen hat!“ sagte sie achselzuckend.

Rudolph mahlte ihr hierauf die Hinrichtung der Maja mit den grausamsten Farben. Doch grausamer als alles schien es Cäcilien, wenn der Oberste sie in die Backen knipp, oder, was doch Gott für immer verhüten wolle! seine blutrothe Nase an ihr Gesicht drückte.

Cäciliens scharfsinniges Köpfchen blieb indessen keinesweges müßig, und es währte nicht lange, so sagte sie:

„Höre Brüderchen, ich weiß etwas. Erkannt

wird dich der Oberste vorhin in dem Mantel, den Du am Tage noch niemals getragen hast, gewiß nicht haben. Und hätte er's oder wüßte er durch ein scharfes Examen, wer der Ruhestöhrer gewesen, so könntest du dennoch in meinem Namen für dich und Theresen und die Maja zugleich, ein gutes Wort einlegen. Drum zur Sache. Du weißt Rudolph, daß wir schon als Kinder der Aehnlichkeit wegen verwechselt worden sind, und daß mich nachher nur der Anzug, wenn du dich leichtfertiger Streiche wegen aus dem Staube gemacht hattest, von ihren Folgen lossprach. Noch jetzt bewundert alle Welt die Gleichheit unsrer Gesichter. Wie wenn Du in meinen Kleidern zu ihm gingest?

Rudolph umarmte das schlaue Schwesterchen auf der Stelle, und die Verkleidung wurde vorgenommen.

Allerliebst! Ein Bedienter redete den Referendarius statt des Fräuleins an. Und der Bediente hatte ganz andere Augen als der halbblinde Oberste.

Rudolph versuchte Cäciliens Sprache. Und obgleich der helle Diskant nicht heraus zu brin-

gen war, so sprach er doch ohne große Mühe, grade wie sie, wenn einmal ihre schöne Stimme durch eine starke Heiserkeit gedämpft wurde.

„Und nun" rief Cäcilie dem Fortgehenden noch hinten nach, „verdenke es der Natur ja „nicht wieder, daß sie sich mit dem Bart an dei„nem Kinne nicht übereilt hat!"

Die Gewissensbisse.

Die Hoffnung, Theresen wieder zu sehen, führte Rudolphen in grössern Schritten über den Markt, als seine jetzige Rolle gut heißen wollte. Keine seiner Erwartungen aber würde in Erfüllung gegangen seyn, wenn der Oberste vorhin in seiner Aergerniß an das Verriegeln der Hausthüre gedacht hätte. So aber stand diese offen.

Ohne alle Ahnung ging der Referendarius bey dem Gewölbe vorüber, in dem Therese seinen Namen wohl schon hundertmal ganz leise ausgesprochen hatte. Er ging die einsame Treppe hinauf. Erst im Vorsaale kam ihm ein schwaches Wimmern entgegen. So aber konnte Therese unmöglich wimmern. Eine ganz andre

Masse von Körper mußte das seyn, aus der die Töne so unförmlich herausquollen. Der Oberste selber, wie Rudolph beim Hereintreten gewahr wurde, und zwar im Lehnstuhl ohne alle Bewegung.

Der Oberste war nämlich seit einer halben Stunde ein ganz andrer Mensch geworden und lag voller Gewissensbisse da. Von seinem eigentlichen Gewissen rührten zwar die Bisse nicht her, denn dem schienen schon lange, wenn man so sagen darf, die Zähne ausgefallen zu seyn. Dafür hatte ihm aber die weise Natur, oder wie andre wollen, die unweise Lebensart seiner frühern Jahre, ein Surrogat von Gewissen an die Beine gehangen. Denn sobald die Gicht ihm einmal in die beide Beine trat, so wurde der barsche Mann außerordentlich mild, und das war eben wieder der Fall. Das Podagra, das schon seit mehrern Wochen gemuckt hatte, war vielleicht durch die Schreckensscenen dieses Abends, mit ziemlicher Gewalt erschienen. Die Treppe kam er zwar, nachdem er Theresen eingeschlossen hatte, noch recht gut hinauf, als er aber eine Viertelstunde später vom Stuhl aufstehen wollte, zeigte sich die völlige Unmöglich-

keit, und nun sah er wohl, wie hülflos er sich gemacht hatte. Was ihm beistehen konnte, hatte er selbst eingesperrt. Um auf die Straße zu wirken, dazu stand sein Lehnstuhl zu weit vom Fenster, und stark zu schreien, hatte er einmal versucht und nicht wieder. Denn es war ihm dabei gewesen, als ob man ihm die Beine mit einem stumpfen Messer abschnitte, eine verfluchte Empfindung, wie er hinterher in gesündern Tagen zu versichern pflegte.

Der Lärm, der sich von Zeit zu Zeit zwischen Bartheln und seiner Frau erhob, war ihm auch ein schlechter Trost. Sein halbes Vermögen würde der geitzige Mann jetzt darum gegeben haben, wenn er nur hätte bis zum Tische hingehen und das eine Licht auslöschen können, das herunter gebrannt war, und schon das Wachspapier ergriffen hatte. Diese Flamme konnte ihm Haus und Leben und alles kosten, die Nichte ungerechnet.

Aussichten.

Rudolph hätte zu keiner gelegnern Zeit kommen können. „Ich bitte, ich bitte!" rief der

Kranke leise, noch eh er wußte, mit wem er's zu thun hatte, und zeigte ängstlich auf die Flamme, welche eben den Schirm ergriff. Rudolph hob sogleich alle Besorgnis.

Der Oberste, der das scheinbare Mädchen, welches er jetzt für Cäcilien erkannte, wie seinen Schutzengel betrachtete, wieß bittend auf einen Stuhl, und Rudolph setzte sich. Hierauf erzählte der Oberste seinen unglücklichen Zufall, und fragte dann, wie er noch so spät zu diesem sehr werthen Besuche käme?

Je gewisser sich der Verkleidete überzeugte, daß der Kranke die Scene in der Hausflur nicht auf seine Rechnung schrieb, desto fester wurde er in seiner Rolle, und gab zu erkennen, daß er der Katze wegen da wäre.

„Sie gehört also Ihnen zu?"

Rudolph bejahte.

„Wer hat Ihnen denn das schon zugetragen?" fragte der Oberste, Rudolph in die Backen kneipend.

In diesem Augenblicke aber, dachte der Verkappte zum erstenmale an diese so natürliche Frage. Ihm, als einer guten, ehrlichen Mannsperson wäre das allenfalls zu verzeihen gewesen, aber

daß zwei scharfsinnige Mädchen, wie Therese und Cäcilie sie nicht vorausgesehen hatten, das war unverzeihlich. Besonders was die feine Cäcilie anlangt. Denn Therese hatte vorhin freilich das Köpfchen vom Abschiede zu voll gehabt.

Rudolph räusperte sich bei der unbequemen Frage, und antwortete dann mit ziemlichem Muthe: „Therese weiß, wie lieb mir das Thier ist, und sah eben, wie ich jetzt vorbeyging, zu ihrem Fenster heraus."

„Eben jetzt?" fragte der Oberste.

„In diesem Augenblicke."

„Wenn ich Ihnen nun aber sage, bestes Fräulein, daß das ganz unmöglich ist. — — Nun nun! erschrecken Sie nur weiter nicht darüber! Ich merke schon, mein Hundearzt hat geschwazt, und sie sollen ihn nicht verrathen."

Rudolph mochte ohngefähr eine Miene machen, wie der Missethäter, der sein Ende erwartet, und statt dessen Pardon erhält. Er gab von Herzen gern zu verstehen, daß des Obersten Verstand doch auch alles mögliche durchdränge, und der Oberste fuhr zu seiner nicht geringen Verwunderung dermaaßen fort:

„Sie sollen die Katze haben, aber um das möglich zu machen, müssen Sie mir zuvor einen Gefallen erzeigen. Meine Nichte ist seit einer Stunde etwa, eines kleinen Versehens wegen, im Arrest. Dort hängt der Schlüssel. Die Thüre ist unten der Treppe gegenüber. Aber Sie müssen mir's ja nicht übelnehmen."

„Ei behüte der Himmel!" sagte Rudolph. Und seine Freude polterte die Worte heraus, ehe sie sich's überlegen konnten, daß sie auch fräuleinmäßig aussehen müßten, wie er selber.

„Sie haben einen verzweifelten Katharrh!" sagte der Oberste, „erkälten sie sich ja nicht unten in der Niederlage."

Ich, und so weiter.

Wenn ich mir aber auch, aus Höflichkeit gegen die Herren Kupferstecher, nicht grade alle Darstellungen von Szenen aus meinen Erzählungen verbitte, so soll doch Rudolphs jetziges Hinunterlaufen mit meinem Willen weder gezeichnet noch gestochen werden. Ich müßte ja dem Menschen ganz gram seyn, wenn ich ihn

dar-

darstellen ließe, wie seine großen, eiligen Schritte der Schwester enges, seidenes Röckchen recht ungraziös zersprengen. Auch will ich die darauf folgende Szene und die Augen, welche Therese machte, als sie Rudolphs Stimme hörte, nicht gezeichnet wissen. Denn erstens zeichnet mir keiner Theresens Augen, und die bittern Thränen darin von dem neu aufgehenden Sonnenblicke herrlich erleuchtet, und zweitens war es auch ganz unmöglich, Theresens Augen in dem Gewölbe zu sehen, in dem die Nacht eine ganz andre Finsterniß hatte, als zum Exempel auf dem Theater.

Enthielte ich mich doch selber jeder möglichen Schilderung dieser Zusammenkunft, wenn ich nicht gewisser Leute wegen sagen müßte, daß Therese Rudolphen keinen einzigen Kuß in dem finstern Gewölbe gab. Erst bei der Laterne auf der Treppe bekam er einen, ja wohl zwei oder drei. Genauer bin ich nicht im Stande die Zahl zu bestimmen. Denn ich glaube, es giebt keine undankbarere Arbeit, als ein Paar Verliebten die Küsse nachzählen zu wollen.

Es versteht sich, daß Therese die Lage der Sachen kannte, als sie mit Rudolphen in des Obersten Zimmer trat.

Die Freigelaßene ging und küßte ihm die Hand. Er hob den Finger auf, aber nicht unfreundlich.

„Können wir Ihnen nicht einige Linderung verschaffen?“ fragte Rudolph, und Therese ging nach den Kissen, die bei diesen Gelegenheiten um des Obersten Beine gelegt zu werden pflegten, wärmte sie am Ofen und eilte dann damit zu dem Onkel.

„Nimm dir ein Muster, Therese, an dem Fräulein hier!“ sprach er.

Es giebt aber Fälle, in denen die Mädchen lachen müssen, und wenn der bittere Tod darauf stünde, daher mußte denn auch Therese das Muster ein wenig anlachen.

„Aha,“ sagte der Onkel den Referendarius ansehend, „sie hat gewiß schon davon erzählt?“

Rudolph nickte.

„Niemanden weiter, das bitte ich mir aus.

Oder willst Du Deine eigene Schande unter die Leute bringen?"

„Schande? Sagen Sie doch das nicht, guter Onkel."

Therese und Rudolph machten sich jetzt, damit er, wie sie sich ausdrückten, besser ruhen könne, in einen andern Theil des Zimmers. Der Onkel hatte gar nichts dagegen, daß sie einander allerlei zuzischelten. Ein Paar Mädchen thun das nun einmal nicht anders, dachte er. Und es kann vollends nicht schaden, wenn ein so wohlgezogenes Mädchen wie Cäcilie, Theresen dann und wann etwas in die Ohren zischelte.

Aufgeschoben ist indessen nicht aufgehoben. Die Kissen um des Obersten Beine wirkten bewunderswürdig, und er beantwortete jetzt auf Einmal Theresens letzte Frage an ihn folgendermaasen, und schon wieder mit einer recht gesunden Stimme: „Ist es vielleicht eine Ehre, mit einem jungen Laffen Abends in der Hausthüre zu stehen?"

„Bester Herr Oberste," sagte Rudolph, „ereifern Sie sich nicht, Ihre Gesundheit — —"

„Aber, bestes Fräulein, Sie kennen unsre Stadt. Sie wissen, wie die Leute alles wieder erzählen und Zusätze machen. Wenn nun jemand gesehen hat, daß sie eine Mannsperson hereinließ, so ist es aus mit ihrem Rufe. Ich kann nicht oft genug wiederholen, Therese, nimm Dir ein Beispiel an dem Fräulein hier. Sie zwingen die Menschen durch ihr vorsichtiges Betragen, blos Gutes von Ihnen zu reden. Ich habe mir's daher schon vorm Jahre gedacht, wenn ich einen Sohn oder Neffen hätte, Sie dürfte er mir nicht aus dem Garne lassen; Sie müßte ich durchaus in meine Familie bekommen."

Mit dem Taugenichts.

Vielleicht ist noch in seinem Leben kein Mensch so böse gewesen auf die Schicklichkeit, als Therese in diesem Augenblicke es seyn mochte. Denn war die Schicklichkeit nicht, nun so hätte sie Rudolphen jetzt ein wenig beim Rocke gezupft, daß er die hübsche Gelegenheit ja nicht aus der Hand ließe. Zum Glück war Rudolph nicht auf den Kopf gefallen, und dachte, wenn schon

ein Paar Sekunden später, auch daran, und sagte, für seine weinerlichen Herzensumstände munter genug:

„Sie haben ja doch diese Nichte hier. Verheirathen sie sie mit meinem Bruder, und ich komme in Ihre Familie, ich weiß nicht wie.“

Aber der Schmerz des Pogagra hatte jetzt ganz nachgelassen, denn der Oberste sagte mit seinem gewöhnlichen Ungestüm:

„Mit Ihrem Bruder? Mit dem Naseweis, der sich unterstehen konnte, von mir zu prätendiren, daß ich ihm ausweichen sollte, mit dem Taugenichts, der nicht werth ist — — — Indessen ich will mich nicht erhitzen. Verdriessen aber muß mich's, daß so ein verständiges Mädchen, wie Sie — — — “

Ein wahres Glück, daß der Oberste mit dem Fuße stampfte. Denn nun endigte diese Ereiferung, die sonst gewis noch lange angehalten hätte, mit einem Schrei, den ihm das beleidigte Podagra ausstoßen hieß.

Während der wimmernde Held in neue Kissen gewickelt wurde, hatte Rudolph Zeit sich selber anzuklagen und mit seiner Reue wieder zu entschuldigen.

„Er sieht sein Unrecht also doch ein?“ fragte der Oberst, der aus einem Tieger wieder zum Schaafe geworden war. Er faßte dazu Rudolphen freundlich bei der Hand.

„Er wünscht nichts so sehr als die Erlaubnis, Ihnen den Fehler abzubitten.“

„Hm!“ sagte der Oberste lächelnd.

„Sie würden ihm gewiß eine rechte Wohlthat erzeigen, wenn Sie ihm Theresen geben wollten.“

„Ein Mädchen, das solche Streiche macht, kann man ja nicht einmal empfehlen.“

„Bester Onkel!“ sagte Therese, im Tone des Vorwurfs.

„Nun, Streiche will ich's nicht grade heißen, aber frage einmal unser gutes Fräulein hier, ob nicht jeder solide Mensch, der Absichten hätte, sie aufgeben müßte, wenn er von Deiner heuti-

gen Abendunterhaltung hörte. Und wer weiß, ob es zum ersten Male war? Antworte Therese."

In den Thränen aber, die auf seine Hand fielen, las der Onkel die Antwort.

„Pfui Therese," sagte er, die geküßte Hand wegziehend. „Du untergräbst Dein Glück mit eigner Hand. — Und wer war denn der Mensch im Mantel?"

Er wiederholte die Frage einigemal, und schon wieder recht frisch, weil der Schmerz in seinen Beinen auf's neue nachgelassen hatte.

Das Federhandwerk.

„Wenn es nun mein Bruder selber gewesen wäre?" sprach Rudolph bittend.

„Was?" fuhr der Oberste auf.

„Weil er auf Ihre Einwilligung nicht rechnen durfte."

„So, darum kommt er mir hinter den Rükken herum, das Mädel weg zu kapern? — Ihr Bruder ist eine schlechte Person. Auch einer, aus dem was werden kann. Erst Kammerreferendar geworden, und schon so gewandt in Gaunereien.

Nein, sie soll einen vom Militär heurathen! Ich habe die Leute, die mir grade zu auf den Leib kommen, wenn sie was nehmen wollen, lieber als die Strauchdiebe, die von hinten, oder mit der Feder nach etwas langen. Der Teufel selber hat Feder und Tinte und Advokaten und Referendarien und alles erfunden, was aus ihnen werden kann. Lieber dem ersten besten Kadet, wenn er von alter Familie ist, als einem vom Federhandwerke!"

Hier vergaß der Oberste aufs neue seinen Zustand, wollte auf beide Beine springen, und fiel klagend zurück in den Lehnstuhl.

Meinetwegen.

Die zurückgekehrte Milde ließ Rudolphen Zeit, dem Obersten vernünftige Vorstellungen zu machen.

„Man kann freilich in jedem Stande ein rechtschaffener Mann seyn!" sagte er, wie ihn grade die Beine wieder ausserordentlich schmerzten, äusserst kläglich.

„Man kann sich auch wohl in der Jugend übereilen!“ setzte er seufzend hinzu.

Rudolph ergriff jedes Wort dieser Art, als einen Text, den er durch eine schöne Rede recht in's Klare setzen müsse.

„Meinetwegen!“ sagte endlich der Oberste. „Um Ihretwillen will ich ihm das Mädchen geben.“

Rudolph dankte in des Abwesenden Namen, und eilte, weil es schon sehr spät war voller Freude, mit dem Versprechen, den Bruder morgen mit dem frühesten seinen Dank abtragen zu lassen, aus dem Zimmer.

Aber die Furcht leuchtete ihm in Theresens Gestalt die Treppe hinunter. „Ich kenne den Onkel, sagte Therese, und will nur wünschen, daß das Podagra bis morgen ordentlich anhält, und daß er dann sein Wort vor Zeugen wiederholt. Denn wenn wir die nicht haben, so ist er im Stande alles abzuläugnen.

Aber Rudolph schalt Theresens Muthlosigkeit.

„Meine Maja!“ rief ihm Cäcilie entgegen, und vergab ihm erst dann, daß er die schöne Katze mitzubringen vergessen hatte, als sie hörte,

wie gut alles abgelaufen sey, und welche Hoffnungen ihm zublühten.

Glückswechsel.

Die ganze schöne Zukunft aber, die in Rudolphs erwartungsvollem Auge lachte, starb schon, als er am andern Morgen in seiner gewöhnlichen Kleidung in des Obersten Zimmer trat. Therese stand wie ein Genius der Trauer da, und der Onkel schrie dem armen Liebhaber entgegen:

„Das ist wohl der saubere Zeisig von gestern unten an der Hausthüre?“

Umsonst berief sich der Verliebte auf seine Schwester, und was ihm der Oberste durch diese hatte zusagen lassen. Der Schmerz in den Füssen war vorüber und jeder Gedanke an die Heirath! Sogar der Katze war aufs neue der Tod geschworen.

„Und nun sind wir beide mit einander auf immer fertig!“ sagte der Oberste zu dem Referendar, der sein Herz vergebens zu erweichen suchte.

In diesem Augenblicke erschien der Korporal

Barthel, wenn schon nicht in der Figur, doch in der Eigenschaft eines Schutzengels, mit einer Theemaschine, die ihm der Oberste in seinem Eifer unversehens, und so aus den Händen stieß, daß sie auf die podagrischen Füsse fiel.

Ein ungeheurer Schrei verkündigte die Rückkehr des gestrigen Zustandes, und belebte die Hoffnungen des unglücklichen Paares.

Der Oberste, auf's neue mild und freundlich, sprach von der Hand der Vorsehung, der man nicht widerstehen könne, und Rudolphs und Theresens Bitten fanden durch den Schmerz seiner Füsse wieder Eingang in sein Herz. Der Referendarius drückte Bartheln ein Goldstück in die Hand, und flüsterte ihm ein Paar Worte zu, worauf dieser schleunigst des Obersten Barbier und seinen Friseur, als Zeugen, herzu holte.

Wirklich legte der Kranke in ihrer Gegenwart die Hände des Paars in einander.

Das Ende.

Ein Glück, daß Zeugen dabei gewesen waren. Denn, als einige Stunden nachher die Schmerz

zen sich wieder verloren, und der einäugige Mylord zurückgebracht wurde, da erwachte der ganze Zorn des Obersten aufs neue. Die Besitzerin der Katze und alles, was ihr verwandt war, wurde von seinem Munde zerrissen. Die Katze selbst, sagte er, solle kein Gott vom Untergange retten.

So leid auch Rudolphen die Schwester that, so wagte er doch keinen Laut dagegen, als ein Paar große Hetzpeitschen herbeigebracht wurden. Der Hundarzt nahm die eine davon, und Barthel die andere. So besetzten sie die Thüre der Kammer, worein die Kätze von dem Obersten gesperrt worden war.

Der Oberste selbst saß in einiger Entfernung, und hielt den Mylord beim Halsbande, damit er nicht sein letztes Auge riskirte, und die Peitschen den gehörigen Spielraum behielten. Alle übrigen Ausgänge waren zugemacht.

In dem Augenblicke aber, als die Kammerthüre geöffnet wurde, hörte man darin eine Scheibe klirren. Die schöne Maja war nämlich klüger als alle diese Anstalten. Sie rettete sich durch ein Fenster, das schon einen Riß gehabt hatte.

Das glückliche Pärchen sah sie bald wieder, nach wie von, auf Cäciliens Schoose ruhen, und brach, den Feinden aller abgedroschenen Sprichwörter zum Possen, nicht selten in die triviale Rede aus: Je grösser der Schelm je grösser das Glück!

Die Krebse.

Erklärung.

Die Herren Buchhändler wissen's insgesamt, warum ich die letzten Tage der Leipziger Ostermeßwoche und die ersten der folgenden ihre Passionszeit nennen möchte. Meine Leser aber müssen's auch wissen. Es werden nemlich jenen Herren in diesen Tagen die Krebse zu Schocken ins Haus gebracht, und zwar eine andre Art von Krebsen, als die gewöhnlichen, so hart und unverdaulich, daß sich schon viele daran den Magen für die ganze Messe, andre für das ganze Leben verdorben, und noch andre das Zeitliche gar darüber mit dem Ewigen verwechselt haben. Diese Krebse nun sehen grade aus wie Bücher, und sind auch Bücher, und zwar solche, die ein Jahr früher verlegt, und an die übrigen Buchhandlungen versandt worden wa-

ten, jedoch in diesen unverkauft liegen geblieben sind, und in das Haus des Verlegers zurückgehen, oder mit andern Worten: den Krebsgang nehmen, daher jeden Buchhändler die Haut schauert, wenn er von Krebsen nur reden hört. — Jetzt endlich muß die Sache den Lesern so klar wie der Tag geworden seyn.

Ein Spaß.

Die Messe war eben wieder einmal so ergiebig an Krebsen gewesen, daß ein freundliches Buchhändlergesicht unter ihre seltensten Artikel gezählt werden konnte, und ein gewisser vornehmer Engländer sicher einen Preis auf jeden Buchhändler-Spaß gesetzt haben würde, wenn er sich nicht eines bessern besonnen hätte. Er hätte auch zahlen müssen der Engländer. Denn der Buchhändler Ernst *) war keck genug den Teufel sogar an die Wand zu mahlen, und mit den Krebsen selber Spaß zu treiben.

*) Er heißt eigentlich anders, wie jeder Name anders heißt, der in der Erzählung vorkommt.

Der Spaß bestand in einer Wette, die er seinem Kollegen, Herrn Müller, vorschlug, welcher behauptet hatte, daß er an diesem Tage kein hundert Krebse mehr erhielte. Ernst hatte das Gegentheil behauptet, und schickte eben nach einem Fischhändler, der ihm hundert und einige ordentliche Bachkrebse herbeischaffen sollte.

Mit andern Buchhändlern kam aber auch Herr Ernst nicht zum Spaßen. Kurz drauf zum Beispiel, hatte er den heftigsten Streit wegen einiger Bücherkrebse, die der Buchhändler Richter durchaus nicht zurücknehmen wollte. Aber, wie schon gesagt, wer hieß ihm den Teufel an die Wand mahlen?

Vereitelte Hoffnungen.

Herr Richter kam über diesen Streit und über seine vielen Krebse überhaupt, so ergrimmt nach Hause; daß Frau und Tochter, die ihn zum ersten male auf die Messe begleitet hatten, für das Beste hielten, sich unter freien Himmel zu begeben.

Aber auch hier waren diese guten Personen

nicht wenig zu beklagen. Sie hatten sich beide den Kopf voll schöner Dessins und Farben zu Kleidern, Shawls, Kopfzeuge und Hausgeräth mit nach Leipzig gebracht, und unterweges die einzige Sorge gehabt, daß sie nicht alles in der gewünschten Vollkommenheit finden möchten. Und nun fanden sie die Messe reich an vollkommensten Waaren, nur für sie nicht. Denn wenn sie Herrn Richter um Geld angingen, so bot er ihnen, wie ein Wucherer, nur Geldeswerth, und zwar in Krebsen an. Und wenn sie ihm Vorstellungen dawider machten, so hatte er allezeit Gegenvorstellungen von solcher Kraft und Menge bei der Hand, daß sie, wie jetzt eben wieder, das Weite suchten, und gewöhnlich vom Anschauen der vielen Meßherrlichkeiten noch einmal so krank am Herzen, als sie gegangen waren, zurück nach Hause kamen.

Auerbachshof.

Am gefährlichsten für ihren krankhaften Zustand war Auerbachs Hof. Gleichwohl wurden sie von ihren Füßen eben wieder verrätherisch

genug, dahin getragen. Da standen sie nun in dem wogenden Strome feiner Herren und Damen, dessen einzelne Wellen allerlei Blumen hinwegnahmen, womit die Mode sich an beiden Ufern lachend gelagert hatte.

Jeder Schritt trieb ein stilles ach! auf Töchterchens Lippen, und wenn die Mutter gleich, als eine gesetzte Dame, auch in der That recht gesetzt thun wollte, so verriethen doch ihre Blicke, daß es nicht ohne Widerwillen geschehen mochte. Die Augen von beiden hingen magnetisch an den mannichfachen Zierden, die Hände zuckten danach. Ihre Seufzer schwankten, damit niemand sie gewahr würde, ganz leise auf den Zehen um das für sie verlorne Paradies herum, und die Phantasie verbitterte den beiden Unglücklichen das Leben vollends.

Die Phantasie der Mutter.

So wurde zum Beispiel Madam Richter von ihrer Phantasie in ein Zimmer gesetzt, das mit den schönsten Spiegeln und den geschmackvollsten Lüsters aus Auerbachs Hofe verziert

war. Ein großer Theetisch von Mahagoniholz, den sie sich erst neuerlich gekauft hatte, paßte vollkommen zu dieser Pracht. Ein köstliches Porzellan-Service, wie es deren recht viele hier herum gab, auf diesen Tisch und die künftigen Gäste hätten halb vor Bewunderung, halb vor Neid vergehen müssen, ein Ereignis, welches unter die unerkannten Wohlthaten gehören soll, deren eitle und gut eingerichtete Hauswirthinnen theilhaft werden. Nicht auszuhalten wäre es mit ihrem Glücke gewesen, wenn das schönste Kollier, das ihr jetzt in's Auge fiel, statt in Auerbachs Hofe, um ihren Hals gehangen, und das kostbare weiße Neglige an jener Gewölbenthüre, in dem ihre vollen zarten Arme nicht unbemerkt bleiben konnten, sich an ihre Figur geschmiegt hätte.

Wenn aber die Phantasie mit diesem Arrangement fertig war, so zauberte sie, boshaft genug, einen Haufen Krebse herbei, welche die ganze köstliche Scene ohne alles Erbarmen mit Haut und Haar verzehren mußten. Kurz Madam Richter hatte eine ganz barbarische Phantasie.

Die Phantasie der Tochter.

Wenn ich indessen die Wahl hätte, so würde ich sie doch immer noch der Phantasie der armen Agnes vorgezogen haben, welche das gute Mädchen vor einen der schönen Spiegel führte, die der Mama von den Krebsen bereits wieder entzogen sind. Und wie wurde das liebe Mädchen von ihr vor den Spiegel gestellt! Nicht etwa in ihrer gewöhnlichen einfachen Kleidung, in der sie schon mit Stolz vor jedem aufrichtigen Spiegel erscheinen konnte. Nein, ihre Phantasie war viel boshafter. Sie wußte, daß Agnes ein Mädchen war, und weil sie die Wünsche der Mädchen von Grund aus zu kennen glaubte, so langte die Spitzbübin der guten Agnes die schönsten Kleider und Shawls und Kopfverzierungen aus Gewölben und Buden herüber zu dem Zauberspiegel, und zischelte ihr bei dem einen in's Ohr, wie bescheiden sie damit in der Kirche aussehen würde, bey dem andern, wie so die Herzen im Conzert und auf dem Balle nach ihr sich sehnen müßten. Ich glaube sogar, aus leidlichen Gründen, daß die Phantasie so weit ging, ihr ein Brautkleid anzuprobiren. Doch redete Agnes bis diese Stunde

noch ihrer boshaften Phantasie hierin das Wort und behauptete, daß sie ihr weder vom Brautkleide noch vom Brautstande das geringste vor der Zeit zugeflüstert hätte. So viel ist jedoch ausgemacht, die Phantasie probirte ihr vor dem treulosen Spiegel, fast alle Kleider und Kleidungsstücke an, die in der Nachbarschaft hingen oder lagen, und die den schlanken Körper nicht grade zu verunzierten, und machte, mit einem Worte, ein ordentliches Närrchen aus dem Mädchen, bis zu dem Augenblicke, wo sie die eiserne Nothwendigkeit in feindseliger Krebsgestalt auf sie einschickte, und von den frechen Scheeren jeden ihrer billigsten Wünsche sogar, zerkneipen ließ.

Die Bildsäule.

Grade jetzt aber fiel ihr ein Stück Hausrath auf, das nicht geschmackvoller hätte gearbeitet seyn können, eine Bildsäule die manche Eigenheiten hatte. Dem Alterthume gehörte sie zwar nicht an, wie sich aus allem ergab. Denn erstens war sie mit großen schönen Augäpfeln

versehen, sodann mit der Draperie, unsrer Tage, mit der die heutige Vaterlands- und Kunstliebe die modernen Bildsäulen noch vor kurzem insgesamt geschmückt wissen wollte. Ja es ging so weit mit dieser Statüe, daß sie, wie ein englisches Modekupfer in den natürlichsten lebhaftesten Farben erschien. Und dessen ungeachtet sah sie gar nicht lächerlich aus. Auch war die Eigenschaft einer Bildsäule nur das Zufällige an ihr, wie zum Beispiel an den Musen oder Grazien, welche in Gestalt der Oefen unser Zimmer erwärmen. Sie war aber noch weit brauchbarer als ein solcher Ofen, und zwar als das erste Stück in einer wohleingerichteten Haushaltung, als — Hausherr. Versteinert war sie erst vor ein paar Augenblicken, nämlich als sich Agnes reizende Gestalt ihr gezeigt hatte. Zuvor war sie weiter nichts gewesen, als ein junger, schöner, wohlgekleideter Mann, der bei einem Juwelier stand und eine goldene Halskette behandelte.

Die Bildsäule wird lebendig.

Agnes merkte die Versteinerung gar bald, und es konnte dem Mädchen um so weniger gleich-

gültig seyn, daß jemand ihr geringeltes Locken- köpfchen für das versteinernde Medusenhaupt angesehen hätte, da dieser Jemand, wenn sie ihren schönen Augen trauen sollte, der liebens- würdigste Mensch unter Sonne, Mond und Sternen war. Gleichwohl war sie zwar empfind- lich, aber gar nicht böse über die Versteinerung, und über nichts an dem ganzen Menschen, als über die schöne weibliche Halskette in seiner Hand. Wer hieß denn einen so musterhaften Manne, Ketten für fremde, weibliche Hälse kaufen?

So strafbar achtete sie ihn indessen darum doch nicht, daß sie der Juwelierbude etwas nä- her hätte treten und länger bei den Kostbarkei- ten verweilen sollen, als es sonst geschehen seyn würde. Der Fremde nahm daher Gelegenheit sie wegen seines Einkaufs um Rath zu fragen. Sie stand gar nicht an, ihm ihre Meinung mit- zutheilen, und da ein Wort gewöhnlich das an- dre giebt, so war bald ein förmliches Gespräch zwischen Agnes und dem Herrn im Gange, wo- bei er seine ganze Artigkeit für das Mädchen in Requisition setzte. Aber eben der Umstand daß er seine Artigkeit für sie erschöpfte, wurde der

guten Agnes höchstnachtheilig. Denn so gut ihre Mutter war, so böse war sie auch, wenn Verbrechen begangen wurden, und seit ihrem eignen fünfzehnten Jahre, wo sie für ein Wunder der Schönheit galt, hatte sie jeden Mangel an Aufmerksamkeit gegen sie, immer für das größte Verbrechen gehalten, und schien in diesem Glauben leben und sterben zu wollen.

„Komm Agnes!“ sagte sie daher, als sie merkte, daß über die fliegende Brücke, welche die Worte zwischen dem Mädchen und dem Fremden gebaut hatten, die beiderseitigen Blicke recht glänzend hinüber und herüber spazierten, und auf keinen Menschen sonst weiter Acht gaben.

Der Besuch.

„Komm, sag' ich!“ wiederholte Madam Richter und zog das Mädchen mit Gewalt von der Bude.

Um nur mitgehen zu können, bezahlte der Fremde dem Verkäufer sogleich was er für die Kette verlangte, allein der Blick den ihm Madam deshalb zuwarf, war so wenig zweideutig,

daß er die Begleitung blos von weitem versuchen konnte.

Madam Richter entdeckte das gar bald, und da sie wohl merkte, daß es ihm um die Kenntnis von Agnes Wohnung zu thun seyn mochte, so wurde eine sogenannte gute Freundin die in der Nähe wohnte, besucht, und nach einer höchst langweiligen Stunde wieder sehr zärtlich verlassen.

Auf dem Wege nach Hause hatte Agnes erstaunlich viel des Fremden halber auszustehen, und es hätte Noth gethan, daß sie mit verschlossenen Augen gegangen wäre, denn sie konnte keinen Blick von sich werfen dem die Mama nicht ein Ziel unter gelegt hätte.

Der Fischhändler.

Jetzt will ich hoffen, daß die Leser den Buchhändler Ernst aus dem zweiten Abschnitte und seine Krebsbestellung nicht ganz vergessen haben.

Er schien aber über andre, wichtigere, Dinge nachzudenken, als der Fischhändler mit den bestellten Krebsen hereintrat, bezahlte schnell, damit er den Mann nur los wurde und war, weil

sein Markthelfer eben mit der andern Art von Krebsen in der Stadt herum lief, herzlich froh, wie ihm der Verkäufer selbst, diese zu dem Buchhändler Müller zu tragen versprach, von dessen Wohnung Herr Ernst ihm die Numer angab.

Da jedoch dieser Fischhändler den Ueberschuß seines Verdienstes gewöhnlich sogleich auf die Anschaffung geistiger Getränke verwandte, und er eben, weil Herr Ernst seine jüdische Forderung ohne alles Abhandeln befriedigte, einen solchen Ueberschuß gehabt hatte, so wurde der Auftrag mit den Krebsen ein wenig verschoben, und der alten Gewohnheit zuvor ihr Recht angethan. Hierbey muß ich noch bemerken, daß der gute Mann aus Mangel an einem Keller, die geistigen Getränke gewöhnlich in das Gefäß füllte, das ihm nebenbey als Körper diente, und daß diese Operation ihn zuweilen auf eine geistige Höhe erhob, von der ihm die menschlichen Dinge wie lauter Kleinigkeiten erschienen. So ging es diesmal grade. Bloß die Hauptsache wußte er noch, als er endlich wieder an die Krebse dachte, nämlich das, daß er sie einem fremden Buchhändler überbringen sollte, auch hatte er sich die Nu-

mer des Hauses, in dem dieser wohnte gemerkt. Da er nun vor demselben Hause auf einem Schilde den Namen des Buchhändlers Richter nicht sowohl stehen als tanzen sah, so war ihm das vollkommen genug. Richter, Müller, das schien ihm alles eins, und ich glaube, daß einer der kleinlich genug gewesen wäre, ihn in dieser philosophischen Gleichgültigkeit zu stören, und zu sagen, daß der Buchhändler Müller sein Schild und seine Wohnung im Hinterhause hätte, gar schlechten Dank davon gehabt haben würde.

Daraus wird denn ein verschmiztes Publikum schon abnehmen, daß dem Herrn Richter die Krebse kaum entgehen können.

Krieg und Friede.

Herr Richter aber war seit dem hitzigen Streite mit Herrn Ernst, wegen der ausserordentlichen Neigung, welche seine Verlagsbücher seitdem wieder, zu ihrer Heimath bezeigt hatten, nur noch mürrischer geworden, und es pochte ihm allezeit

das Herz, wenn sich ein Menschentritt auf seinem Vorsaale hören ließ.

„Was giebt es schon wieder?“ rief er in seinem Zorne, als der Fischhändler anklopfte, und den Kopf zur Thüre hereinstrekte.

„Nur gnädig!“ antwortete der Andre nicht eben in höflichem Tone, Krebse bring' ich, und das von Herrn Ernst.“

„Daß er sich augenblicklich hinunterpackt!“ rief Herr Richter. „Ich nehme keine Krebse von Herrn Ernst, dabey bleibt es.“ Mit diesen Worten schlug er die Thüre zu, und wurde über den heftigen Monolog, den er selber rezitirte, keinen der Grobiane u. s. w. gewahr, die ihm der massive Fischhändler durch das Schlüsselloch in den Bart warf.

Desto deutlicher vernahm Madam Richter, die eben mit Agnes die Treppe herauf kam, die kraftvolle Rede, die ihrem Gatten gehalten wurde, und erkundigte sich bey dem Redner. Da sie aus dessen Erzählung und den lebendigen Krebsen die sie vor sich sah, das Mißverständnis ihres Eheherrn errieth, so machte sie sogleich die Mittelsperson. Und als Herr Richter von wirk-

lichen Krebsen hörte, zu denen seine Neigung fast so groß war, als seine Abneigung vor den fingirten, und er obendrein auf den nicht unwahrscheinlichen Gedanken gerieth, daß der Buchhändler Ernst den Spaß wohl gemacht habe; um ihm mit guter Manier wieder die Hand zu bieten, und ein lustiger Einfall alles über Herrn Richter vermochte, so ließ er den Begeisterten hereinkommen, und legte ihm ein so gutes Stück Geld auf den Mund, daß der Mann die vorigen Schimpfworte alle förmlich widerrief, und ein solches Attachement für seinen Wohlthäter verrieth, daß er gewiß geblieben und eingeschlafen wäre, wenn man ihn nicht endlich noch zum Hause hinausgeworfen hätte.

Die Einladung.

Da nun von Seiten des Herrn Ernst ein solcher Schritt zur Versöhnung geschehen war, wie Herr Richter glaubte, so mußte auch von seiner Seite nun mehr etwas gethan werden. Er sann auf die Art und Weise, und ersann keine bessere, als wenn er ihn auf ein Abendbrot bitten ließe.

Herr

Herr Ernst wunderte sich nicht wenig als Richters Markthelfer ihm die Bitte ausrichtete, auch er aber glaubte, daß Herr Richter sein Unrecht einsähe, und versprach zu erscheinen.

Agnes Gemüthszustand.

Es kann plötzlich über den Menschen kommen! sagt der gemeine Mann, und über Agnes war es wirklich so gekommen. Es war ihr grade, als müßte sie einen empfindsamen Roman, nicht schreiben, sondern spielen, und das einen recht schauerlichen, in dem Entführungen, ja Mord und Todtschlag zu Hause wären. Denn das sah sie ein, daß das Schicksal ihr es nicht so kinderleicht machen würde, wie ich's in meinen Erzählungen den Mädchen mache, die gern zum Altare mit ihren Liebhabern wollen. Was hätte Madam Richter nicht auf dem Heimwege alles gegen den schönen Kettenkäufer in Auerbachs Hofe gesprochen, und ohne den nämlichen war gar kein Heil mehr für die arme Agnes. Wie Blei lag ihr sein Bild auf dem Herzen, und wenn sie auch alle Bedräng-

nisse, womit ihre Mutter die neue Liebe schon bedrohte, einmal ein paar Augenblicke vergaß, so schnürte ihr doch die goldne Halskette, welche der Fremde — wem anders als einer Geliebten? — gekauft hatte, ihren Hals gänzlich zu.

Zum Glücke fand sie ein probates Hausmittelchen gegen das letztere Uebel in dem Gedanken an die Versteinerung des Geliebten bei ihrem Anblick, und ein noch viel probateres in jedwedem Spiegel, der ihr vor das Gesicht kam. Denn Augen hatte sie doch, und wenn sie Augen hatte, so mußte sie auch sehen, daß sie schöne Augen hatte, und so schöne Augen, daß der ganze Versteinerungsprozeß durch sie allein zu erklären und zu wiederholen gewesen wäre.

Neue Leiden.

Der Glaube an Herrn Ernsts guten Versöhnungseinfall hatte Herrn Richter weich gemacht, und damit er das bis zum Abend hübsch bliebe, beschloß er heute den ganzen Tag keinen

Buchhändler mehr zu seyn, und ließ das Schild hereinnehmen und verriegelte die Thüre.

„Aber was fehlt denn Dir, mein Kind!“ fragte er, als Agnes Köpfchen wie eine Lilie dahing, der ein böser Sturm den Stengel geknikt hatte.

Und Madam Richter, die es durchaus nicht verschmerzen konnte, daß das Mädchen einem Menschen gut seyn wollte, der ihr den Gruß schuldig geblieben war, brach unklug genug in die Worte aus: „Eine Närrin ist sie, die sich in das erste, beste Affengesicht vergafft, wie ich heute merke, und die auch nicht Lehre annimmt, sondern das Maul hängt, daß man ihr so was nicht zuläßt. — Du hättest dabei seyn sollen, Väterchen, in Auerbachs Hofe! Pfui, schäme Dich in's Herz hinein.“

„Nun was gab es denn?“ fragte Herr Richter.

„Mein Gott, nicht das geringste!“ antwortete das weinende Mädchen.

„Nichts?“ rief Madam. „Das ist also nichts, wenn man so einem Thunichtgut zu Gefallen die längste Weile an einer Bude steht,

mit ihm plaudert, und so recht wohlgefällig seine faden Reden mit anhört? Freilich, ich hätte zugeben sollen, daß der ungeschliffene Bursche mitgegangen wäre, nicht wahr? So was prätendirtest Du!"

„Saubre Geschichten!" sagte Herr Richter. „Was war es denn für ein Mensch?"

„So schlecht wie Du ihn nur denken kannst, lieber Mann. Einer dem man es gleich in den Augen las, wes Geistes Kind er war. Und von einer Aufführung, die wohl zeigte, in welcher nobeln Kompagnie er aufgewachsen seyn mochte."

Die so überaus treulose Schilderung hielt dem gekränkten Mädchen den Mund fest zu.

„Daß Du dir dergleichen nicht wieder unterstehst!" sagte der Vater hierauf, und die Mutter drohte, sie die ganze Messe über eingesperrt zu halten, wenn sie auch nur den Gruß dieses Bösewichts jemals erwiederte.

Es war gut, daß Madam noch auszugehen, und Herr Richter ein paar gute Freunde, und unter andern auch seinen hiesigen Hausgenossen den Buchhändler Müller zum Abendessen

einzuladen hatte, denn so konnte doch Agnes ihren Thränen in der Einsamkeit ungestört nachhängen.

Vernunft und Herz.

So leicht aber sonst ein gekränktes Mädchenherz seine Thränen aus den Augen schüttet, Agnes brachte es heute nicht dahin. Die Schilderung der Mutter setzte alle ihre Gefühle in einen Aufruhr, der den Uebergang des Herzens zu dem Auge gewaltsam unterbrach. Agnes konnte sich nichts schöneres denken, als eine Entführung aus dem Hause dieser barbarischen Mutter. Leider, war nur so was auch keine leichte Sache. Denn obschon ihrer reizenden Figur die Entführer gar nicht fehlen konnten, wenn sie den Wunsch diesem oder jenem Leichtfuße zu verstehen gab, so war das doch keinesweges ihre Meinung. Sie wollte schlechterdings von dem so verschrienen Manne in Auerbachs Hofe die Entführung vollzogen sehen.

Ihre Vernunft warf freilich einige unschuldige Fragen gegen diesen Willen auf, zum Bei-

spiel: ob sie denn wüßte wer der Mensch wäre? und so weiter. Aber ihr Herz gab der Vernunft schnippische Antwort, und sagte, daß sie sich nicht in alles zu mengen brauchte. Sie wäre doch wahrhaftig mehrere Jahre jünger als das Herz, gleichwohl wollte sie immer darüber die Meisterin spielen, und thäte so altklug, als ob sie schon Wunder was für Erfahrungen in der Welt gemacht hätte.

Mochte aber das Herz die Konspiration gegen den guten Ruf seiner Besitzerin noch so eifrig betreiben, so war der Sache doch kein Erfolg abzusehen, da Agnes und der junge Mann weder Namen noch Wohnung von einander wußten, folglich alle mündliche und schriftliche Eröffnung der wechselseitigen Gedanken wegfiel, wenn nicht der Zufall sich in's Mittel schlug. Und was der Zufall für ein unzuverläßiger Faselhans war, das hatte Agnes in ihrem siebzehnjährigen Leben schon mehr als einmal erfahren.

Agnes am Fenster.

Blos um Luft zu schöpfen, ging sie und riß das Fenster auf. Aber da ward ihre Noth

erst recht groß. Ein allerliebstes Mädchen war die Urheberin davon, das eben vorbei kam, und eine Kette am Halse trug, grade wie die, welche sie diesen Morgen in Auerbachs Hofe hatte kaufen sehen.

Die nämliche Kette! zischelte die Eifersucht. Obendrein war das Mädchen so schön, daß Agnes ganz muthlos wurde, und der Fremde in Auerbachs Hofe kam ihr in diesem Augenblicke so abscheulich vor, daß sie schon anfing ihrer Mutter ein wenig beizupflichten. Ihrer Vernunft, mit der sie grade über den Fuß gespannt war, gab sie keine Rechenschaft von dieser Abscheulichkeit, auch würde die ihr garstige Vorwürfe gemacht haben, wenn sie ein Bekenntniß gewagt hätte. Denn beim Lichte besehen, bestand das Abscheuliche blos darin, daß er sich ein Mädchen ausgesucht hatte, dessen Reize nicht so leicht zu überbieten waren. Das Ueberbieten mit Reizen aber, halten die besten Mädchen gemeiniglich für erlaubt, wenn es durch sie geschieht, sehen es aber in Fällen, wo es ihnen angethan wird, für das heilloseste Unrecht, für eine himmelschreiende Sünde an.

Rechtfertigungs-Abschrift.

Meine Leserinnen wissen's zu gut, daß ich ihnen solche Dinge wie der Schluß des letzten Abschnitts enthält, nicht zur Last legen werde, und ich bitte sie recht sehr lieber den Inhalt des lügenhaften Perioden ganz zu vergessen, als ihn auf meine Rechnung zu schieben. Solche Dinge wollen die Quellen einem ehrlichen Geschichtschreiber zuweilen weiß machen. Es ist eine Schande!

Die Tugendprobe.

Agnes helle Augen verfolgten das Mädchen weit über den Nikolaikirchhof, und als die schöne Kettenträgerin nun mit Einem male ihren Entschluß, in die Straße rechter Hand zu gehen änderte, und sich links wendete, da flüsterte die Eifersucht wieder, daß das wohl auch nicht ohne Ursache geschehen möchte. Und die Eifersucht machte sich mit ihrer Kunst, Räthsel zu lösen, vollends recht breit, als jetzt der Kettenkäufer in eigner Person um die Kirche herum ihr entgegen kam.

Ein augenscheinliches Rendezvous! Agnes wollte schon das Fenster zuwerfen, um die Begrüssung nicht mit anzusehen. Allein — dennoch bliebe sie, und der Bösewicht wurde ihr noch in demselben Augenblicke zum tugendhaftesten Manne auf der Welt. Und dieses himmelhohe Tugendprädikat fertigte ihm Agnes Herz für einen wahren Pappenstiel aus. Denn er hatte nichts gethan, als ein Laster, ein abscheuliches Laster vermieden, er hatte nämlich die schöne Fremde keines Grußes gewürdiget. Uebrigens schien ihm die Vermeidung dieses Lasters darum besonders leicht zu werden, weil er allem Anschein nach die Dame so wenig kannte, als die Dame ihn.

Was den Mann noch tugendhafter machte in Agnes Augen war, daß er das schöne Mädchen sogar nicht einmal anblickte.

Da aber jeder Mensch und selbst der vollkommenste seine Fehler hat, so entdeckte Agnes an diesem Manne ebenfalls einen. Einen außereinzigen jedoch, und das war der, daß er mit seinen schönen Blicken den schmutzigsten Geiz treiben, und nicht ein wenig in die Höhe, zum

Exempel in die Gegend ihres Fensters, kommen wollte.

Das böse Gewissen.

Und als ob der geheime Tadel sogleich von dem kleinen Gotte, der mit Pfeil und Bogen in Agnes Auge saß, auf die Flügel genommen und in des Fremden Ohre niedergelegt worden wäre, so sah dieser jetzt plötzlich in die Höhe, und kam nunmehr gar nicht wieder aus der Höhe herunter.

Wenn aber auch Agnes im ersten Momente außer sich vor Entzücken war, und wünschte, daß er nun gleich kommen und das Entführungswerk verrichten möchte, so änderte sich das doch nur allzubald. Denn plötzlich befiel sie ein heftiger Schwindel, und es war dem sonst so sittsamen, sanften Mädchen, als ob ihr das böse Gewissen den Wunsch der Entführung wie ein Brandmal auf die Stirne gedrückt hätte. Sie würde viel darum gegeben haben, wenn jezt jemand gekommen wäre, der dem Fremden das Vorübergehen beim Hause verwehrt, oder wenn sich für sie irgend eine sichtbare Veranlassung vom Fenster

zu gehen, gefunden hätte. Ohne alle Ursache aber konnte sie das Fenster, von dem er keinen Blick verwandte, schon aus Höflichkeit nicht mehr verlassen.

Jeder Tritt, der ihn näher brachte, war wie der Tritt auf einen Blasebalg, der die Glut in ihrem Gesicht immer höher blies. Am meisten fürchtete sie sich vor dem Grusse, der nunmehr unfehlbar bald erfolgte. Sie fürchtete in die Erwiederung nicht die nöthige Mischung von Höflichkeit und Wohlwollen zu legen, zumal, wenn, wie sie hofte, sein Blick etwas vernehmlich mit der Sprache herausgehen sollte.

Ob aber schon das letztere eintraf und aus des Mannes Augen ein paar ordentliche Opferflammen zum Fenster hinaufloderten, so hätte sich Agnes doch das Zeugnis, daß ihr der Gegengruß meisterhaft gelungen sey, ohne alle Partheilichkeit geben können, wenn nur Zeit dazu geblieben wäre.

Er kommt gar.

Allein die Furcht vor den nunmehr drohenden Ereignissen ließ ihr dazu gar keine Zeit.

Statt mit ihrem Gegengrüsse in Gottes Namen vorbeizugehen, tritt doch der Mensch grade in's Haus herein. Agnes flog das Fenster ängstlich hin und her, wie ein Vogel, der eben gefangen worden ist, und ihr einziger Trost war, daß mehr Leute als sie und ihre Eltern im Hause wohnten. Aber dieser Trost hielt auch nicht lange. Denn schon ging die Saalthüre auf, und als sie eben den Himmel bat, daß er ihr rathen möchte, ob sie zuschliessen solle, oder nicht, da klopfte der schöne Mann an das verriegelte Nebenzimmer.

Es war aber grade, als ob er mit einem Zauberstabe nicht an die Thüre, sondern unmittelbar an Agnes Füßchen geklopft hätte. Als ihre schläfrige Vernunft sich noch gar nicht besinnen konnte, liefen sie mit ihr in dieses Nebenzimmer, und die verrätherische Grazienhand unterstützte die gottlosen Füßchen dermaaßen, daß die Thüre offen stand, ehe die Vernunft auch nur den Mund aufgethan hatte.

Die Ausnahme.

„Das Ohngefähr hat mich so schön geführt!“ fing der Fremde an. „Ich suche jemand in die-

sem Hause, eine mir gleichgültige Person und finde — Sie. Ich konnte mir's nicht wehren, dem Zimmer nachzugehen, in dessen Fenster ich Sie gesehen hatte, um Sie nach dem Gleichgültigen zu fragen. Doch nur ein paar Augenblicke ehe das geschieht. Das Ohngefähr soll seine Gunst an keinen Undankbaren verschwenden. Ich will Ihre Blicke, Ihres Athems, noch zuvor genießen."

Nach diesen Redensarten brauche ich den verständigen Leser nicht erst zu versichern, daß wir einen überspannten Kopf vor uns haben. Agnes selber argwohnte so etwas. Aber so oft auch Vater und Mutter ihr gesagt hatten, daß man sich vor dergleichen Personen ärger hüten müsse, als vor dem Feuer, so wußte sie doch ebenfalls, daß keine Regel ohne Ausnahme sey. Sie hätte sich auch ganz gewis vor allen überspannten Köpfen auf dem Erdenrund in diesem Augenblicke gehütet, ausgenommen vor dieser Ausnahme.

Grobe Unwissenheit.

Der Fremde aber vergaß über Agnes Liebenswürdigkeit alle natürliche Ordnung der Dinge,

so, daß er nicht einmal nach den Namen von ihrem Vater oder ihrer Mutter fragte, sondern blos einen Heirathsantrag auf den Lippen zu haben schien. Und Agnes erst, die war aufrichtig gesprochen, jetzt grade die unwissendste Person, die jemals das Tageslicht erblickt hat. Wußte sie wohl eine Silbe, daß sie von christlichen Eltern geboren und erzogen war? Nein. Und wenn sie das nicht wußte, so konnte sie natürlicher Weise noch weniger wissen, daß ihr diese Eltern verboten hätten, mit dem Manne zu reden, der eben vor ihr stand. Daß der vor ihr stand, und daß er sie bei beiden Händen gefaßt hielt, und dazu in ihre blauen Augen so freundlich hinein sah, wie ein schuldloses Kind in den blauen Himmel, und daß auch ihr dabei ganz himmlisch zu Muthe wurde, das war alles was sie noch wußte.

Dergleichen himmlische Scenen sind aber schon manchen Mädchen die Leitsterne in eine Hölle, und das in mehr als einer Bedeutung, geworden. Daher könnte ich selber aus Liebe zu der unschuldigen Agnes ihr sogleich das Herzeleid anthun, die Mutter bei Zeiten her-

zurufen, wenn ich sie nicht schon im nächsten Abschnitte eintreffen sähe.

Ungewitter.

Madam Richter, die jetzt nach Hause kam, war sehr böse, daß sie das Geschäftszimmer unverschlossen, und doch keine Seele darinnen fand. Endlich hörte sie aber wohl, daß in der Nebenstube gesprochen wurde. Bey dem Tone des Sprechenden befiel sie sogleich eine böse Ahnung, und sie näherte sich leise. Er war aber eben bemüht seinem wohlaufgenommenen Heirathsantrage mit dem Munde das Siegel aufzudrücken, als Madam ihn erblickte, und mit ein paar vernichtenden Augen, wie ein Blitzstral zwischen Agnes Gesicht und das Petschaft flog.

„Was wollen Sie in diesen Zimmern mein Herr?“ rief Madam. „Die Schande einer honetten Familie, es liegt am Tage. Aber es soll Ihre Schande werden. — Schweigen Sie! Und Du vollends, Nichtswürdige.“

Sie sties Agnes zurück, und verwies den Fremden in das andere Zimmer. Er ging, Ma-

dam mit ihm, und sogleich trennte ihn die zufliegende Zwischenthüre von dem lautschluchzenden Mädchen.

„Ich sehe, diese Wohnung gehört einem Buchhändler,“ sagte der Fremde, als er in das Zimmer kam, wo die verschmähte Literatur unter dem Auskehricht lag.

„Darf ich fragen — —“

„Nicht fragen, blos antworten sollen Sie, und zwar meinem Manne, den ich eben kommen höre.

Hoffnungen.

Hier kann ich, während Madam auf den Saal ihrem Manne mit der ganzen Historie entgegen läuft, und den Fremden in Gilreyscher Manier abschildert, und während der Fremde die im Zimmer herumliegenden Krebse mit gutem Erfolg um den Namen des Buchhändlers befragt, nichts bessers thun, als das Publikum mit dem jungen Manne bekannt machen. Es war nämlich kein andrer Mensch, als der Buchhändler

händler Ernst selber, den Herr Richter hatte einladen lassen.

Hieraus wird nun, wie natürlich die Lesewelt allerlei erlaubte Hoffnungen schöpfen, die ich indessen mit dem äußerst stürmischen Hereinbrechen von Herrn und Madam Richter augenblicklich Lügen strafen muß.

Neue Mißverständnisse.

„Was führt Sie hierher, mein Herr?“ fragte der Hereintretende vor Zorn ganz blind.

„Ihre Einladung.“

Jetzt endlich erkannte ihn der Mann. „Sie, Herr Ernst? Aha, nun begreife ich's. Sie sind es also gewesen, der meine Tochter heute Morgen angeredet hat. Vermuthlich erfuhren Sie späterhin, wem sie angehört, und schickten mir die Krebse zu, um Zutritt in's Haus zu bekommen, und das Mädchen zu verführen.“

Herr Ernst starrte ihn an. Da ihm die Bachkrebse, welche seiner Meinung nach Herr Müller erhalten hatte, in diesem Augenblicke gar nicht einfielen, sondern blos die Bücher-

krebse, weshalb er mit Herrn Richter in Streit gerathen war, so ward er an seines Widersachers Gedankenzusammenhang irre, und sagte blos, um dahinter zu kommen, ob die Rückkehr der verlegten Schriften nachtheilig auf seinen Kopf gewirkt habe: „Bot ich denn ihnen die die Hand oder Sie mir? Haben Sie mich nicht von freien Stücken einladen lassen, Herr Richter?"

„Von freien Stücken eben! Weil ich Ihnen die Krebse nicht schuldig bleiben wollte, that ich's."

Ernsts Mitleid bei diesen Reden mit Herrn Richters Zustande verursachte eine kurze Pause, in welcher des letztern Hausgenosse, der Buchhändler Müller, zur Thüre hereintrat.

„Apropos, mein Freund!" sagte er nach den ersten Begrüssungen zu Herrn Ernst. „Ich habe nicht ein Dutzend Krebse erhalten."

„Nicht?"

Herr Ernst wollte zwar das Gespräch davon, wegen der wichtigern Dinge, die noch auszumachen waren, abgebrochen wissen, allein Müller war nicht zu verhindern, die Sache dem Wirth und der Wirthin zu erzählen.

„Sie sollen Ihre Krebse noch bekommen!“ sagte Herr Richter, denn nun merke ich wohl, daß ich sie durch ein Versehen des betrunkenen Ueberbringers erhalten habe.“

Herr Müller lehnte jedoch das Geschenk von sich ab, da es, wie er sagte, zu spät käme, und sechs Flaschen Champagner, die ihm die gewonnene Wette einbringe, ungleich besser wären.

Hierdurch gelangte auch Herr Ernst in's Klare mit Richters vorigen Aeußerungen, und mit der Sache überhaupt.

Damit war indeß so wenig zum Besten der Unterhaltung gewonnen, daß der Zuletztgekommene ausrief: „Ehe das so fortgeht, will ich lieber selbst fortgehen. Auf Vergnügen habe ich gerechnet, nicht aber auf verdrüßliche Gesichter.“

„Ich auch!“ antwortete der Wirth. „Sie wissen Herr Ernst, was uns die Unterhaltung verbittert.“

„Vermuthlich meine Gegenwart!“ fiel der letztere ein. „Ich gehe, behalte mir aber auf morgen ein Gespräch mit Ihnen vor.“

„Ei, was wäre das?" rief Herr Müller, ihn zurückhaltend. „Sie sagten mir ja vorhin, lieber Richter, daß Sie ihn eingeladen hätten."

„Das Mißverständnis mit den Krebsen hatte mich veranlaßt."

„Und nun wollten Sie ihn wieder fortschiken?"

„Nicht der Krebse wegen!"

Jetzt mußte Herr Richter sprechen, und so sehr ihn auch Madam gegen Herrn Ernst unterstüzte, so hatte doch Herr Müller, der Ernsts Advokaten machte, zu viel Recht auf seiner Seite, als daß sie hätten fortkommen können.

Blos der Vorwurf konnte nicht von dem jungen Manne abgelehnt werden, daß er sich so schnell in den Tag hinein verliebt hatte.

Darauf aber antwortete Herr Ernst: „Schießt nicht gewöhnlich die Liebe plözlich wie der erste Sonnenblick aus der Dämmerung hervor?"

„Wenigstens," sagte der muntre Müller, „ist sie dasmal recht glücklich geschossen, denn wenn man gegen Sie nichts einwenden kann, lieber Ernst, wie ich eben bewiesen habe, so kann man's gegen das liebe Mädchen vollends nicht."

Neue Hindernisse.

Jetzt sollte die Arrestantin ihr Wort geben, aber es fand sich keine Arrestantin im Nebenzimmer. Herr und Madam Richter dachten sogleich an die Pleiße. — „Aus Furcht, aus Desperation hineingesprungen, ja, ja!“ sagte er, und Madam fand nichts gottloser als ihre abscheuliche Behandlung, welche das Mädchen zu dem entsetzlichen Schritte verleitet hätte.

Wäre Ernst, der schon die Thür in der Hand hielt, nicht im Stande gewesen, sogleich in die Pleiße nachzuspringen, so hätte Müller das ältere Paar vielleicht noch ein Weilchen in dieser wohlverdienten Hölle schwitzen lassen, so aber machte er die Saalthüre auf, und augenblicklich trat Agnes an der Hand seiner Frau herein.

Die Angst hatte das Mädchen zwar wirklich aus dem Zimmer, aber nicht in die Pleiße, sondern zu Madam Müller geführt. Dort hatte Agnes das Vorgefallene erzählt, und um Müllers Vermittelung gebeten. Daß der Fremde, den sie dem Ansehen nach beschrieb, Herr Ernst wäre, muthmaßte Herr Müller schon, ehe er hier

mit ihm zusammentraf, weil er ihn hatte die Treppe hinauf gehen sehen.

Schluß.

Die Leserinnen begreifen, daß die Erzählung hier ihr Ende erreichen muß. Sie sehen auch alles schon im Geiste was vorgeht, daß nämlich Agnes, wie ein Ball, von der Mutter dem Vater und vom Vater wieder der Mutter zugeworfen wird. Auch ließe sich's niemand weiß machen, wenn ich sagte, daß das Mädchen auf des Vaters Frage: ob sie sich den Herrn zum künftigen Ehemann wollte gefallen lassen? ein Nein geantwortet hätte. Ein Ja, gab sie freilich darauf auch nicht von sich. Denn bekanntlich würde ein ehrbares Mädchen ihre ganze Ehrbarkeit verdächtig machen, wenn sie wie die naive Heldin eines heutigen Lustspiels bei dergleichen Fällen ein wörtliches Ja heraus liesse. Kein Wort, sagte Agnes. Dennoch verstand man sie allgemein. Bei Tische erhielt sie ihren Platz neben Herrn Ernst, wo sie denn nicht versäumte, ihm den Argwohn wegen der Kette zu verstehen zu

geben. Zum Glück konnte er ihn mit einem schriftlichen Auftrage von seiner Schwester auf der Stelle widerlegen.

Sechs Wochen später war der jetzige Tischnachbar ihr Nachbar am Traualtare.

Ich, der Erzähler, will übrigens gar nicht läugnen, daß die Bekanntschaft der Verlobung und Trauung viel zu nahe steht, als daß ich so was zum Beispiel rekommandiren möchte. Diesmal ist's indessen geglückt, und die Krebse sind dem Pärchen zum Himmelszeichen geworden. Neuerlich hat Herr Ernst gar seine Handlung an den Ort seines Schwiegervaters verlegt, und die jungen Leute leben recht zufrieden mit sich und seit kurzem auch mit einem kleinen Sohne. Selbst Madam Richter ist, weil der junge Mann die versäumte Aufmerksamkeit nachzuholen bemüht gewesen, ihrem Schwiegersohn recht gut geworden, und Herr Richter hat sich an dem ausserordentlichen Krebsschwarme in der letzten Ostermesse blos darum vielleicht nicht zu Tode geärgert, weil er weiß, daß er den Krebsen den allerliebsten, schwarzäugigen Enkel verdankt, der sich tagtäglich auf seinen Knieen

wiegt, und dessen schönen gesunden Körper ich kapabel seyn könnte, das Maalzeichen eines Krebses tragen zu lassen, wenn ich mit der garstigen Krebsgestalt auf seiner Hand, oder Schulter, die eigensinnigen Augen meiner geschmackvollen Leserinnnen beleidigen dürfte.


Princeton University Library
32101 069170288

